

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Cranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Fern-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Cranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Volksblatt“ Zimmer-Strasse 44.

Nr. 41.

Sonnabend, den 12. Oktober 1889.

III. Jahrgang.

Zur Frauenfrage I. — Der Londoner Dockarbeiterstreik. Von John Burns I. — Darwinismus und Sozialismus. — Die Macht des spekulativen Kapitals. — Disziplinarstrafen gegen Gefangene.

Novelle von Mackay I. — Pennen in New-York. — Die Lage der Londoner Dockarbeiter. — Die Verhältnisse der Bäcker. — Staats-Arbeiter und Koalitionsfreiheit. — Der Großbetrieb in der Schuhmacherei. — Aus dem Buchdrucker-Verband. — Die Versicherung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die Verbreitung der „Berliner Volks-Tribüne“, besonders aber der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ein.

Zur Frage der Frauenarbeit.

Von Klara Zetkin.

Die Nummer 17 der Brünner „Arbeiterstimme“ widmete der Frauenarbeit in der Industrie einen Leitartikel, in welchem die so wichtige und brennende Frage in Anknüpfung an ihre Behandlung auf dem Pariser Kongress erörtert wird.

Alles in allem bricht der Verfasser für den wohl für immer abgeschrittenen Pops der Arbeiterbewegung, die Forderung einer umfassenden Beschränkung der Frauenarbeit eine Lanze.

Da eine Erörterung und Klärung der Frage der Frauenarbeit täglich immer mehr zur Nothwendigkeit wird, und da der vom Genossen H. vertretene Standpunkt noch vielfach in Arbeiterkreisen getheilt wird, so scheint ein Eingehen auf die in dem beregten Artikel entwickelten Ausführungen nicht überflüssig, obgleich die nämliche Frage bereits mehrfach in der „Volks-Tribüne“ und in der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ behandelt worden ist.

Genosse H. giebt von vornherein als richtig zu, „daß von einer Beseitigung der Frauenarbeit überhaupt noch nie die Rede war und sein kann, weil die Gesellschaft auf die Arbeit der einen Hälfte des Menschengeschlechts kaum zu verzichten in der Lage ist“. Wir halten diese Erklärung fest, mit der Erlaubniß jedoch, das Wörtchen „kaum“, welches eventuell eine andere Deutung, ein Hinterpörschen offen läßt, durch das bestimmte und kein Ausweichen gestattende „nicht“ zu ersetzen. In der That, eine Beseitigung der Arbeit der einen Hälfte der Menschheit zu fordern, das ließe auf nichts Geringeres hinaus, als entweder in eine ganz ungeheure nicht zu ertragende Berringerung des gesellschaftlichen Reichthums zu willigen, oder aber, die andere Hälfte der Menschen mit dem doppelten Arbeitsquantum zu belasten, sie geradezu zu versklaven. Kein Mann, auch nicht der am zähesten an seinen Vorurtheilen über die Rolle der Frau lebende, wird sich die Ruthe einer derartigen Eventualität auf den Rücken binden wollen.

Ist im Interesse der Gesellschaft die Unmöglichkeit der Beseitigung der Frauenarbeit zugegeben, so folgt daraus, daß die Arbeit der Frau in der Industrie an und für sich und im Prinzip weder eine Entlastung, noch eine Versklavung der Frau bedeutet, sondern einfach eine Verlegung ihrer Thätigkeit aus einem Kreise in eine andere Sphäre.

Die Frage dreht sich also nicht um die Thatsache, daß die Frau arbeitet, sondern nur darum, in welcher Form, in welcher Mitte die Arbeit zu geschehen hat, ob im Hause und für die Familie oder in der Gesellschaft und für den Markt.

Das Spießbürgerthum aller Nuancen, das sozialistische mit inbegriffen, antwortet darauf, daß das Schaffen der Frau auf das Haus beschränkt bleiben muß. Die für die wahre Emanzipation des weiblichen Geschlechts Ein-

tretenden sind der Ansicht, daß die Frau mit ihrer Thätigkeit, mit ihrem Leben und Weben in die Gesellschaft gehört.

Das Kriterium, ob die Frau im Hause oder außerhalb des Hauses thätig sein soll, wird jedoch weder durch die durchaus subjektiven Wünsche und Ansichten des frauenrechtlerischen Kunz, noch durch die ebenso subjektiven Wünsche des antifrauenrechtlerischen Hinz geliefert, sondern einzig und allein durch die Gesamtsumme der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich gründen auf das Wesen der jeweiligen Produktionsverhältnisse. Gerade so wie die gesellschaftlichen Verhältnisse aus ökonomischer Nothwendigkeit die Frau Jahrhunderte lang mit ihrer Thätigkeit ans Haus fesselten, so schleudern sie dieselbe seit Entwicklung des Großbetriebes mitten hinein in das industrielle Leben. Die Frage darf daher nicht gestellt werden: soll die Frau ihre Thätigkeit aufs Haus beschränken — sondern sie muß lauten: kann die Frau bei den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen, in anbeacht der wirtschaftlichen Faktoren, ihr Wirken ausschließlich innerhalb des Familienkreises konzentriren?

Die Thatsachen zeigen täglich mehr, daß diese Frage verneint werden muß, daß es die ökonomischen Verhältnisse für immer weitere Kreise zur unumkehrbaren Unmöglichkeit machen, die Wirksamkeit der Frau auf das Haus zu beschränken. Alle, auf eine Aenderung dieser Verhältnisse abzielenden Forderungen und Beschlüßfassungen prallen an der unerlöschlichen Folgerichtigkeit der ökonomischen Bedingungen machtlos ab und werden, wenn vielleicht auch augenblicklich siegreich, von ihnen früher oder später zu nichte gemacht.

Daher auch die Thatsache, daß trotz aller auf eine umfassende Beschränkung der Frauenarbeit hinaus laufenden Beschlüsse der Arbeiterorganisationen, Arbeitertage u., die Verwendung der Frau in der Industrie nicht abgenommen, sondern im Gegentheil immer größere Ausdehnung gewonnen, sich auf immer weitere Kreise erstreckt hat. Der Umstand, den Genosse H. zugiebt, beweist, was er anzuzweifeln scheint, nämlich: daß die Arbeiterbewegung mit derartigen Beschlüßfassungen nicht nur gegen die ökonomischen Entwicklungsgehalte vertheidigt, sondern daß sie auch die prinzipielle Bedeutung der Frage verkannte, daß sie in dieser Beziehung gegen den demokratisirenden, gesellschaftlich nivellirenden Zug sich aufzulehnen versuchte, welcher im Gefolge der modernen Produktionsverhältnisse durch die Geschichte geht. Genosse H. hält an dem früheren Standpunkt der Arbeiterbewegung in der Frage der industriellen Frauenarbeit fest, und er fordert eine umfassendere Beschränkung derselben aus einem dreifachen Grunde: dem ökonomischen (wirtschaftlichen), sanitären (gesundheitlichen) und kulturellen.

Wir wollen zunächst mit etlichen Worten die Forderung einer Beschränkung der Frauenarbeit aus hygienischen (gesundheitlichen) Gründen abthun, auf welche Genosse H. nicht weiter eingeht. Uns erscheint gerade dieser Punkt als der einzig stichhaltige, von dem aus eine gewisse Eindämmung der Frauenarbeit zu fordern ist, und gewiß im Interesse der Frau selbst, wie auch des proletarischen Nachwuchses.

Allerdings muß man sich bei Ausführung der von dem Pariser Kongress erhobenen Forderung:

„Beschränkung, resp. Verbot der Frauenarbeit in allen, den weiblichen Organismus besonders schädigenden Industriezweigen“ —

davor hüten, die für das weibliche Geschlecht geeigneten oder „passenden“ Industrien nach der alten Schablone weiter zu klassifizieren. Es giebt eine ganze Reihe von Beschäftigungen, welche als durchaus „weiblich“, ja als fast ausschließliches Erwerbsterain der Frauen betrachtet werden, wie das Maschinennähen, das Schneidern, Nähen überhaupt, welche gerade für den weiblichen Organismus ganz besonders schädlich sind.

Von Industriezweigen abgesehen, in denen Gift- und ähnliche Stoffe zur Verwendung gelangen, ist es übrigens

weniger die Natur einer Arbeit an und für sich, welche den weiblichen — und überhaupt den menschlichen Organismus schädigt, als vielmehr das Zuviel und das Zu lange der zu leistenden Arbeit, die ungesunden Arbeitsbedingungen, unter denen sie in der kapitalistischen Wirtschaft geleistet wird, das schlechte Leben, welches keine entsprechende Wiederherstellung der verausgabten Kräfte ermöglicht. Nach diesen Seiten hin müssen also die Forderungen erhoben werden, wenn die Arbeit der Frau in der Industrie den weiblichen Organismus nicht angreifen und zerstören soll.

Ferner darf man bei der im Interesse des proletarischen Nachwuchses gestellten sanitären Forderung nicht vergessen, daß das Kind nicht bloß eine Mutter, sondern auch einen Vater hat, dessen Gesundheitszustand vererbt werden kann, wenn auch in dieser Beziehung die Natur der Mutter von größerem Einflusse ist. Uebrigens ist der Nachwuchs der Frau, welche sich im Haus, mit häuslicher Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei schlechter Ernährung, ungenügenden Ruhepausen, bitteren Sorgen abradern muß, in gesundheitlicher Beziehung nicht besser prädisponirt, wie die Nachkommenschaft der Industriearbeiterin. Einem ungesunden, ungenügend ernährten, überarbeitet werden den gleichen verwüstenden Einflusse auf den weiblichen Organismus ausüben, ganz unabhängig davon, ob er diesen verhängnißvollen Einflüssen zu Hause oder in einer Fabrik ausgesetzt ist. Wenn sich diese Einflüsse bei der Fabrikarbeit stärker vordrängen, so ist dies keine unvermeidliche, natürliche Folge der betreffenden Arbeitsart, sondern nur eine Konsequenz von der schlechten Organisation innerhalb der heutigen kapitalistischen Gesellschaft.

Von besonderen Fällen für schwangere Frauen abgesehen, machen die sanitären Rücksichten nicht eine Beschränkung der Frauenarbeit im allgemeinen nöthig, wohl aber umfassende Schutzmaßregeln zu gunsten aller menschlichen Arbeit überhaupt.

Ein Rückblick auf den großen Streik.

Von John Burns-London.¹⁾

I.

Von einem Soldaten, der gerade aus heiß tobender Schlacht gekommen ist, darf man nicht die beste, die gewissenhafteste, die unparteiischste Schilderung alles dessen erwarten, was in dem Treffen als einem Ganzen von hoher Bedeutung war. Seine Augen und seine Haut (wenn ihm nicht eine schlimmere Verletzung widerfahren ist) sind noch wund von dem Rauch; sein Gehör ist durch das Getöse abgestumpft; seine Eindrücke sind roh und laufen durcheinander, wie geschlagene und sich flüchtende Soldaten einander auf die Hacken treten. Und seine eigene Rolle, ob groß oder klein, beherrscht seine Vorstellungen und Erinnerungen. „Ich war hier oder da, während das und das geschah. Ich that das und das, als der Befehl zum Angriff gegeben wurde.“

Wenn er indessen, sei es auch in welcher Rolle, mitten im Gesecht war, so spricht er mit einem gewissen Grade von Autorität, als jemand, dessen Handlungen einen Theil und ein Glied in der Begebenheit bildeten und zu dem allgemeinen Resultat beitrugen. Endlich ist, wie man annehmen kann, sein Anspruch, über die Sache gehört zu werden, um so triftiger, wenn er sich in würdiger Weise als ein Führer in dem Kampf erwiesen hat.

Wäre es meiner freien Wahl überlassen gewesen, so würde ich es gerade jetzt nicht übernommen haben, meine eigenen Gedanken über den Streik und seine Resultate auf das Papier hinzusetzen. Ich bin — mit der Feder in der Hand — noch nicht recht klar über die Richtung und Tragweite jener Vorgänge. Ob ich gewissenhaft genug bin? Wahrlich, ich vermag es nicht zu sagen. Unparteiisch? Ich wage es nicht zu behaupten. Ich bin in

¹⁾ Diese Aufzeichnungen des Führers des großen Londoner Streiks dürften für unsere Leser von besonderem Interesse sein. Vergl. auch den Artikel in der Beilage aus bürgerlichen Kreisen.

lehter Zeit so viel und so oft „dort unten“¹⁾ gewesen; ganze Tage und ganze Nächte. Und es ist nicht leicht, Woche für Woche „dort hinunter“ zu gehen, seine Schultern an Leuten zu streifen, die stillschweigend Hunger leiden, schmalwangige Weiber ihre Betttücher in die Pfandbläden tragen zu sehen und dann, nach Hause zurückgekehrt, die Geschichte mit kalter Unparteilichkeit zu erzählen.

Ich will mich auch nicht entschuldigen, daß ich meine eigenen Gefühle in meiner eigenen Weise niederschreibe. Jedermann hat das gethan — ist dazu gezwungen worden durch sein menschliches Gefühl — der nach dem Ostend hinunter gegangen ist, um selbst das Leben der Ostend-Arbeiter zu sehen; und ich überzeuge mich mehr und mehr, daß derjenige, welcher mit wirklicher Kenntniß über den Gegenstand schreibt, im selben Verhältnis wahrer schreibt, als sein Herz heißer in ihm brennt. Ich möchte fast, daß ich die „Unparteilichkeit“ in alle Winde zerstreuen könnte!

Doch glaube ich bei alledem für einen Führer des Streiks den Gang der Sache mit mehr als ausreichender Billigkeit vorführen zu können. Von jedem anderen Motiv abgesehen, ist in der That kein Grund vorhanden, warum man versuchen sollte, den Fall in anderer Weise darzulegen; überdies ist in der eben beendeten großen und außerordentlichen Bewegung die Sache der Arbeit die volksthümliche Sache der ganzen Welt gewesen, und die Streiter und ihre Führer sind bei ihrem Vorgehen von einem solchen Ausbruch öffentlicher Sympathie unterstützt und angefeuert worden, wie ich ihn, was mich anbetrifft, in Verbindung mit ähnlichen Erhebungen während der zwölf Jahre meines öffentlichen Lebens nimmer erfahren habe.

Und nun zum Ursprung und Beginn des Streiks.

An dieser Stelle jedoch vorher ein Wort über die Direktoren, die ihre eigenen Ansichten darüber hatten, wie der Streik herbeigeführt wurde, welche Ursachen dazu führten und aus welchen Quellen er am wesentlichsten unterhalten wurde! Mr. Morwood²⁾ hat auf Verschwörungen, tief angelegte Komplotte, geheime und verborgene Thätigkeit und ich weiß nicht was sonst noch dergleichen angespielt, ja offen davon gesprochen. Es wurde versucht, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß dies das Ergebnis einer gigantischen, organisierten, geheimen Verschwörung von seiten der Arbeit gegen das Kapital sei, errichtet auf dem Untergrund unbeschränkter Geldzuschusses von ausländischen Sozialisten. Ich will hier einschaltend bemerken, daß der Gelbbetrag, welchen das Streikkomitee von Anfang bis zu Ende von kontinentalen Ländern empfing, 100 Pfund (2000 Mark) nicht überstieg und kaum erreichte. Deutschland sandte uns, glaube ich, 50 Pfund (1000 M.); Frankreich die Hälfte dieser Summe; Belgien ungefähr ebenso viel als Frankreich; wir hatten guten Grund anzunehmen, daß diese Summen keineswegs unwirksam und vergeblich waren, sondern französischer und belgischer Sozialisten bestanden. Die Angaben und Behauptungen der Direktoren in bezug auf diesen Punkt sind damit gegenstandslos.

Den Beschuldigungen der Verschwörung und des geheimen Komplottens glaube ich am Besten entgegenzutreten und sie widerlegen zu können durch eine kurze Darlegung der hauptsächlichsten vorangehenden Ursachen des Streiks, welche zeigen wird, wie offen und nichts weniger als lichtscheu das Verfahren der Anstifter und Führer desselben durchgängig gewesen ist.

Sozialismus und Darwinismus.*)

Von Karl Kautsky.

Es ist eine alte Regel, daß die Erfahrungen, die auf einem bestimmten Gebiete gemacht hat, nicht ohne weiteres auf andere Gebiete übertragen werden dürfen, daß Gesetze, die für einen Wissenszweig gelten, deswegen noch lange nicht für die anderen Wissenszweige Geltung haben müssen.

Diese Regel wird allgemein anerkannt und ebenso allgemein übertreten. Der Grund davon ist unschwer zu erkennen: Die Spezialisierung der einzelnen Wissenszweige macht heute immer größere Fortschritte, immer mehr geht darüber den einzelnen Denkern und Forschern und deren Handlangern die Uebersicht über die Gesamtheit des Prozesses verloren, von dem sie nur ein Theilchen begreifen. Der Wassertröpfchen, auf den der Gelehrte sich beschränkt, erscheint ihm als das Urbild der ganzen Welt, und wird er einmal veranlaßt, sich neben diesem Tropfen ein wenig umzuschauen, dann findet er überall nur den Reflex der Erscheinungen, die ihm dieser geboten hat.

Am auffallendsten zeigt sich das vielleicht in bezug auf den Sozialismus. Jeder denkende Mensch muß suchen, über diese hervorragende Erscheinung der Neuzeit zu einem Urtheil zu gelangen, aber die Fachgelehrten lieben es, an sie nicht vom Standpunkt der Erforschung der heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern vom Standpunkte ihrer verschiedenen Spezialwissenschaften heranzutreten. Der Theolog sieht zu, ob und inwieweit die mosaische Gesetzgebung, die Kirchenväter oder Thomas von Aquino den Sozialismus rechtfertigen; der Jurist will ihn in ein paar kurze Formeln einschnüren, um untersuchen zu können, ob er sich dem Gedankengang des römischen oder eines anderen alten Rechts anpassen läßt; dem Philologen kommen die platonische kommunistische Republik und

Ciceros Reden gegen Catilina in den Sinn, und für den Naturforscher — für den bildet natürlich der Darwinismus den Prüfstein für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Sozialismus. Lassen sich beide vereinigen oder nicht? — das ist für ihn die Frage und nicht nur für ihn, sondern für unzählige andere, worunter nicht wenige, die von Darwinismus wie von Sozialismus nur etwas lauten gehört haben.

Neben der technischen Entwicklung sind der Darwinismus und der Sozialismus die beiden hervorragendsten Merkmale unserer Epoche, und der Gedanke liegt nahe, beide in Beziehung zu einander zu bringen. Und viel mehr als der Jurist, Theologe, Philologe oder Historiker hatte der darwinistisch gesinnte Naturforscher, namentlich in den Anfängen des Darwinismus, ein Interesse daran, sich über seine Stellung zum Sozialismus klar zu werden. Hatten doch Darwinismus und Sozialismus die gleichen Gegner, wurden gleich wüthend angegriffen und in den gleichen Topf geworfen. Das schien eine gewisse Waffenbrüderschaft zwischen den beiden angegriffenen Theilen erzeugen zu wollen. Sympathisch kamen die Sozialisten der neuen Lehre entgegen. Sollte man diese Bundesgenossenschaft annehmen? Konnte sie nicht kompromittirend wirken?

Die Darwinisten mußten trachten, zu einem Urtheil über den Sozialismus zu gelangen. Die Sozialisten wiederum suchten aus dem Darwinismus eine Bestätigung ihrer Lehren herauszulesen. Die revolutionäre Naturwissenschaft sollte zur Basis werden für die revolutionäre Sozialwissenschaft.

So ist denn für beide Theile die Beantwortung der Frage höchst wichtig geworden: Steht der Sozialismus im Widerspruch zum Kampf ums Dasein, der nach der Lehre Darwins den wichtigsten Hebel der Entwicklung bildet, beseitigt er ihn oder giebt er ihm vielmehr erst die für die Menschheit entsprechendste Form? Die sozialistischen Darwinianer und darwinistischen Sozialisten behaupten natürlich das letztere, ihre Gegner das erstere.

Der Sozialismus ist kulturfeindlich, sagten diese; er will die Konkurrenz aufheben, die Konkurrenz ist aber nichts anderes, als der Kampf ums Dasein. Wir finden sie in der ganzen Thier- und Pflanzenwelt; sie ist ein Naturgesetz für alle Lebewesen, ohne sie giebt es keine Entwicklung, giebt es nur Verjümpfung, Rückschritt. Und ebenso widernatürlich als die Aufhebung der Konkurrenz ist die Einführung der Gleichheit. Die ganze Entwicklung der belebten Welt beruht auf der Ungleichheit, darauf, daß es Stärkere und Schwächere, Begabtere und weniger Begabte, gut und schlecht Ausgerüstete giebt. Die Stärkeren, Begabteren und besser Ausgerüsteten fliegen, pflanzen sich fort und verbessern so ihre Gattung; diese Verbesserung, dieser Fortschritt beruht auf dem Unterliegen der Schwächeren, weniger Begabten, bei jeder Reproduktion, auf ihrer Noth, auf ihrem Elend. Konkurrenz, Ungleichheit, Noth und Elend sind Naturnothwendigkeiten, die man beklagen muß, die höchst traurig sind, die aber ebensowenig beseitigt werden können, wie andere eben so traurige Naturnothwendigkeiten, wie z. B. das Alter und der Tod.

Wohl erkennen wir die Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein an, erwiderten die Sozialisten, aber wir leugnen, daß die kapitalistische Konkurrenz der Kampf ums Dasein ist. In dem heutigen Konkurrenzkampf entscheiden nicht die persönlichen Eigenschaften, sondern der Besitz. Der besitzlose Begabte unterliegt und geht zu Grunde, indeß der Besitzende, wie wenig begabt er auch sein möge, siegt. Soweit noch persönliche Eigenschaften im Konkurrenzkampf in Betracht kommen, sind es die niedrigsten Instinkte, die da den Sieg erringen und so groß gezogen werden: Habgucht, Rücksichtslosigkeit, Verlogenheit, Gemeinheit. Und wie der Kampf ums Dasein ist auch geschlechtliche Zuchtwahl in der kapitalistischen Gesellschaft verzerrt, man sucht nicht das beste, schönste, gesündeste Individuum des anderen Geschlechts zum Lebensgefährten, sondern das möglichst reiche, mag es auch häßlich, krank, verkommen sein. Die kapitalistische Gesellschaft führt nicht zur Verbesserung, sondern zur Verschlechterung der Gattung.

Die Sozialisten, die so argumentiren, haben vollkommen Recht; aber sie widerlegen damit nicht ihre Gegner; beide schießen aneinander vorbei. Die Gegner des Sozialismus behaupten, daß in einer sozialistischen Gesellschaft der Kampf ums Dasein aufgehoben sein werde. Im Gegentheil, erwidern unsere Freunde, er existirt in der heutigen Gesellschaft nicht.

Aber ist damit bewiesen, daß er in der sozialistischen Gesellschaft existiren würde? Die heutige Konkurrenz ist kein Kampf ums Dasein im darwinistischen Sinne, kein Hebel der Entwicklung der Art. Aber folgt daraus ohne weiteres, daß die Aufhebung der heutigen Konkurrenz gleichbedeutend sei mit der Einführung des „wahren“ Kampfes ums Dasein? Wäre es nicht möglich, daß der Kampf ums Dasein im darwinistischen Sinne in der sozialistischen Gesellschaft ebensowenig existiren werde, wie in der heutigen?

Bei der Untersuchung der Frage, ob Sozialismus und Darwinismus mit einander vereinbar seien oder nicht, geht man in der Regel von der Voraussetzung aus, daß der Kampf ums Dasein eine absolute Nothwendigkeit für die Entwicklung sei. Ist dem wirklich so? Diese Frage wäre vor allem zu entscheiden.

Wenn man jeden Kampf als einen Kampf ums Dasein betrachtet, dann wird man diesen überall wirksam finden, wo eine Bewegung vorhanden ist, denn jede Bewegung entsteht durch das Aufeinanderwirken von Gegensätzen, also, wenn man will, durch einen Kampf. Es hat

in der That Leute gegeben, die in der Chemie von einem Kampf ums Dasein der Elemente, in der Astronomie von einem Kampf ums Dasein der Himmelskörper sprechen. So allgemein genommen, ist natürlich der Kampf ums Dasein auch in der menschlichen Gesellschaft thätig und nothwendig, denn schließlich kann man ja jede Arbeit, jede Thätigkeit als einen Kampf ums Dasein betrachten.

Aber so allgemein genommen verliert der Begriff des Kampfes ums Dasein jede wissenschaftliche Bedeutung; er hört auf, etwas zu erklären. Darwin verstand unter dem Kampfe ums Dasein nicht den vagen Begriff eines Kampfes überhaupt, sondern etwas ganz Bestimmtes. Er fand, daß überall in der Natur die Zahl der Keime der Lebewesen die Zahl der möglichen Lebewesen weitaus überträgt. Würde aus jedem Ei ein Thier, aus jedem Samenkorn eine Pflanze, die Erde könnte sie alle nicht fassen. Aber nicht jeder Keim gelangt zur Entwicklung und nicht jedes Lebewesen wird reif und in den Stand gesetzt, sich fortzupflanzen. Die Keime und die daraus sich entwickelnden Wesen sind so mannigfaltigen Gefahren ausgesetzt, daß nur verhältnismäßig wenige dieselben überstehen. Es sind aber nicht alle Individuen einer Gattung ganz gleich. Ein jedes ist in untergeordneten Punkten von den anderen verschieden, ein jedes hat seine besonderen Eigenthümlichkeiten. Erschweren diese Eigenthümlichkeiten dem Individuum den Kampf gegen die es umgebenden Gefahren — das ist: den Kampf ums Dasein — so ist die Wahrscheinlichkeit, daß es diesen aushält und sich fortpflanzt, gering. Sie ist größer bei Individuen, die Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die ihnen vortheilhaft sind. Solche nützliche Eigenthümlichkeiten werden sich also leichter vererben, als schädliche, unter den Nachkommen mit diesen Eigenthümlichkeiten werden wieder diejenigen den Kampf ums Dasein am besten bestehen, welche dieselben am stärksten entwickelt haben u. s. w. So werden diese nützlichen Eigenthümlichkeiten immer stärker und stärker ausgebildet und werden sich immer mehr unter den Individuen einer Gattung verbreiten. Sie werden schließlich zu scharf ausgeprägten Merkmalen der ganzen Gattung. Die Gattung vervollkommt sich auf diese Weise immer mehr durch natürliche Züchtung unter dem Einflusse des Kampfes ums Dasein.

Der Kampf ums Dasein hat also bei Darwin eine ganz bestimmte Bedeutung: er ist ein Hebel der Entwicklung der Thier- und Pflanzenarten.

Er ist jedoch keineswegs der einzige dieser Hebel. Es dürfte noch manchen geben, den wir nicht kennen. Darwin selbst hat aber bereits einige namhaft gemacht, die außer dem Kampf ums Dasein die Entwicklung der Arten der Lebewesen beeinflussen können.

Als einen derselben nannte er die geschlechtliche Zuchtwahl, die Auswahl der Besten, Anziehendsten, Stärksten u., die ein Individuum bei der Paarung aus den zur Verfügung stehenden Individuen des anderen Geschlechtes trifft.

Ein anderer Hebel war allgemein schon vor Darwin bekannt, er hat diesem in gewisser Beziehung den Schlüssel zu seiner Theorie gegeben: die künstliche Zuchtwahl, die planmäßige Züchtung, wie sie der Mensch, von einer gewissen Kulturstufe an, bei den von ihm gezähmten Thieren vornimmt. Für unsere Hausthiere ist z. B. der Kampf ums Dasein auf ein Minimum eingeschränkt. Der Mensch schützt sie vor Gefahren und sorgt für regelmäßige und ausreichende Zufuhr von Futter. Die großartige Verschwendung von Individuen, die der Kampf ums Dasein bedingt, hört da ebenso auf, wie dessen Leiden. Die Vermehrung der Art wird geregelt und es werden nicht mehr Individuen in die Welt gesetzt, als Platz für sie vorhanden; dafür wird aber auch dahin getrachtet, daß wo möglich jedes Individuum zur geeigneten Entfaltung gelange. Und trotz des Aufhörens der angeblichen Naturnothwendigkeit des Kampfes ums Dasein, finden wir bei den Hausthieren eine weit raschere Entwicklung der Arten und Varietäten, als bei den Thieren im Naturzustande, in Folge des bewußten, planmäßigen Eingreifens des mit den Naturgesetzen vertrauten Menschen.

Darwins Buch über das „Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation“ zeigt uns bereits die Erregbarkeit des Kampfes ums Dasein, selbst wenn wir innerhalb des Gebietes der Entwicklung der Arten stehen bleiben.

Eben so finden wir unter den Thieren im Naturzustande um, so finden wir weiter, daß der Kampf ums Dasein bei den verschiedenen Arten in verschiedenem Grade wirksam ist.

Am wenigsten macht er sich bemerkbar bei den gesellschaftlich (in Heerden wie die Pferde, Rinder — in „Völkern“, wie die Bienen u.) lebenden Thieren. Innerhalb einer thierischen Gesellschaft ist der Kampf ums Dasein so gut wie ausgeschlossen. Das schwächere Thier nimmt an deren Vortheilen ebenso Theil wie das stärkere; es hat dieselbe Weidelage, denselben Schutz wie dieses¹⁾. Der Kampf ums Dasein zeigt sich da um so weniger wirksam, je vollkommener, je geschlossener die Gesellschaft ist. Und doch finden wir unter den am höchsten entwickelten Thieren vornehmlich solche, die in Gesellschaften leben: Bienen, Ameisen, Pferde, Elephanten, Hunde, Affen u.

Wir finden also bereits in der Thierwelt zwei Momente, die die Wirksamkeit des Kampfes ums Dasein er-

¹⁾ Im Ostend, unterhalb der eigentlichen Stadt an der Themse.

²⁾ Vorstehender des vereinigten Komitees der Dodgegesellschaften.

* Wir entnehmen diesen sehr beachtenswerthen Aufsatz dem eben erschienenen: Oesterreichischen Arbeiterkalender für das Jahr 1890. (Siehe Literarisches.)

¹⁾ Es will mir scheinen, als träte bei gesellschaftlich lebenden Thieren in Bezug auf Waffnen, Farbe, Zeichnung u. dgl. mehr der Einfluß der geschlechtlichen Zuchtwahl, bei isolirt lebenden Thieren mehr der der natürlichen Zuchtwahl hervor.

heißlich einschränken: das planmäßige Eingreifen des Menschen und das gesellschaftliche Zusammenleben. Keines der beiden hindert die Entwicklung der Arten; das erstere der beiden fördert sie entschieden; das zweite scheint in der gleichen Richtung wirksam zu sein.

Das thut jede Berggesellschaftung, jedes planmäßige Eingreifen des wissenden Menschen in den Gang der Dinge. Dasselbe Argument, das die Herren sozialistengegnerischen Darwinianer gegen den Sozialismus vorbringen, gilt gegen jede Gesellschaft, gegen jede praktische Anwendung der Wissenschaft überhaupt. Ein jeder Arzt, der einem Siedchen das Leben verlängert, stört die „natürliche Zuchtwahl“; dasselbe thut die Eisenbahn, die den asthmatischen ebenso rasch ans Ziel bringt, wie den Schnelläufer, dasselbe thut überhaupt jede Maschine, jede Vorrichtung, jede Anwendung der Wissenschaft, die die persönlichen Kräfte des Menschen durch unpersonliche, den verschiedensten Individuen gleich zugängliche, ersetzt.

Und ist nicht jede Familie eine Verletzung der Gesetze der Zuchtwahl, in der für die schwachen Mitglieder ebenso, oft noch mehr gesorgt wird als für die starken; und ebenso jede Vereinigung, die alle ihre Mitglieder in gleicher Weise schützt?

Der Einwand gegen den Sozialismus, er hebe den Kampf um's Dasein auf, ist nicht weniger absurd, als seinezeit der Einwand, den fromme Leute gegen den Bligableiter erhoben: er störe den lieben Gott in seinem Richteramt, da er seine Blitze von ihrem Ziele ablenke.

Wenn die Herren Darwinianer Gesellschaft und angewandte (praktische) Wissenschaft überhaupt verneinen wollen, dann mögen sie mit ihrem Kampf um's Dasein anrücken. Aber es ist lächerlich, ihn bei der Entscheidung der Streitfrage, ob Kapitalismus, ob Sozialismus, ins Feld zu führen. Eine Gesellschaftsform, in der die natürliche Zuchtwahl des Kampfes um's Dasein nicht auf ein Minimum beschränkt wäre, giebt es nicht. Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften, aber wird durch ganz andere Faktoren, ganz andere Einflüsse bestimmt, als durch den Kampf um's Dasein; sie wird bedingt durch die Formen der Arbeit, der Produktion. In ihrer vollkommensten Gestalt ist die Arbeit etwas ausschließlich menschliches. „Eine Spinne“, sagt Marx, „verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also ideell vorhanden war.“ (Kapital, I., 2. Aufl. S. 164.)

Noch ausschließlich menschlich, da sich in der Thierwelt nicht einmal ein Analogon (etwas damit Vergleichbares, findet, ist die Entwicklung der Produktion infolge der Verbesserung der Produktionsmittel und Produktionsmethoden und des Wachstums der Einsicht in die tatsächlichen Zusammenhänge in der Natur. Die Produktion ist von vornherein gesellschaftlicher Art gewesen und sie wird es immer mehr. Je höher die Produktionsweise, desto umfangreicher die einzelnen Gesellschaften, desto abhängiger der einzelne vom gesamtgesellschaftlichen Leben. Die Produktionsweise ist es, die die Verhältnisse der einzelnen Mitglieder innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu einander, ihre Verbindungen und Gegensätze bestimmt.

Der Produktionsprozess ist aber kein Kampf um's Dasein und die durch die Produktionsweise erzeugten Kämpfe sind es auch nicht; sie haben mit der Entwicklung der Arten nichts zu thun. Der Produktionsprozess, weit entfernt, ein Kampf um's Dasein zu sein, bedeutet vielmehr gerade die Ausschließung des Kampfes um's Dasein, nicht bloß aus der menschlichen Gesellschaft, sondern auch aus allen denjenigen Gebieten der Natur, zu deren Beherrschung er gelangt ist. Die oben erwähnte künstliche Zuchtwahl ist ein Theil des Produktionsprozesses.

Der Kampf um's Dasein bedeutet Anpassung des Organismus an die ihn umgebenden natürlichen Bedingungen. Die Produktion bedeutet Anpassung der natürlichen Bedingungen an die Bedürfnisse des Organismus, zunächst des Menschen, dann seiner Thiere und Pflanzen. Der Kampf um's Dasein ist blind; die Produktion ist planmäßig (wir haben da die technische, nicht die kommerzielle Seite im Auge); der Kampf um's Dasein bedeutet Erzielung eines Resultates unter maßloser Verschwendung, maßlosen Leiden; die Produktion bedeutet Erzielung des größtmöglichen Resultates mit dem möglichst geringen Aufwand.

Entwicklung durch die Produktion und Entwicklung durch den Kampf um's Dasein sind also zwei ganz verschiedene Begriffe. Man kann den einen vollkommen erfassen und doch keinen Dunst von dem anderen haben. Man kann ein großer Darwinianer sein und doch nicht im geringsten den Unterschied zwischen der modernen sozialistischen Produktionsweise wissen, wie man ein sehr gelehrter Soziolog sein kann, ohne etwa den Unterschied und die Ähnlichkeit zwischen dem Embryo eines Huhnes und dem eines Hundes zu kennen.

Jedes Wissensgebiet hat seine eigenen Gesetze, und die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft unterliegt an deren Gesetzen, als die Entwicklung der Arten. Wer über den Sozialismus zu einem Urtheil gelangen will, kann dies nur auf Grund der Erkenntnis der heutigen Ge-

ellschaft und ihrer Entwicklung, nicht auf Grund des Studiums der Entwicklung der Pflanzen- und Thierarten. Die Gesetze der Konkurrenz aus den Gesetzen des Kampfes um's Dasein abzuleiten, ist ungefähr ebenso vernünftig, als die Gesetze des Geldumlaufs nach denen des Blutumlaufs bestimmen zu wollen. Dergleichen kann zu mehr oder weniger geistreichen Spielereien à la Schäffle Veranlassung geben, nie aber eine wissenschaftliche Erforschung des Gegenstandes ermöglichen.

Wir brauchen uns also nicht den Kopf zu zerbrechen darüber, wie Sozialismus und Darwinismus zu vereinbaren seien. Beide haben einander nichts zu thun.

Die Naturforscher haben als solche über den Sozialismus gar kein Urtheil.

Aber ebensowenig die Sozialisten als solche über naturwissenschaftliche Fragen.

Leider finden Grenzverletzungen von unserer Seite fast ebenso häufig statt, wie von der anderen. Es ist absolut ungerechtfertigt, die soziale Frage vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus lösen zu wollen. Aber ebenso ungerechtfertigt ist es, wenn wir uns anmaßen, etwa in der Impffrage ein Urtheil abgeben, und diese rein naturwissenschaftliche Frage, die nur von Fachmännern entschieden werden kann, mit politischen Schlagworten von „Freiheit“, „offizielle Wissenschaft“, „Autorität“ u. abthun zu wollen.

Der Grundsatz, daß jeder alles versteht, ist kleinbürgerlich-demokratisch, nicht sozialdemokratisch. In naturwissenschaftlichen Fragen beugen wir uns vor den Autoritäten auf diesem Gebiet. Aber wir lassen uns von ihnen nicht imponiren, wenn sie auf Fragen zu sprechen kommen, von denen sie oft viel weniger verstehen als wir.

Die Macht des spekulirenden Kapitals.

Welche Schädigung ein einziger Großkapitalist heute breiten Volksschichten zufügen vermag, das zeigte neuerdings wieder einmal der Baumwoll-„corner“ in England, der die gesammte Baumwollindustrie von Lancashire in eine gefährdende Krisis versetzte.

Ein Spekulant von Liverpool, Steenstrand mit Namen, hatte seit geraumer Zeit alle Borräthe amerikanischer Baumwolle aufgekauft und infolge dieser Spekulation im Zusammenhang mit der schlechten vorjährigen Ernte, waren die Baumwollpreise enorm gestiegen.

Den Spinnereibesitzern kam das ganz unerwartet und um so unangenehmer, als sie nach ihren Geschäftsabschlüssen noch auf lange Zeit billig ihre Waaren (Garne u.) zu liefern hatten und bei der Theuerung der Baumwolle, ihres Rohstoffes, nichts verdienen, ja oft nur mit direktem Verlust arbeiten konnten. Produktion mit Verlust oder Einstellung der Produktion überhaupt, bis die diesjährige Baumwollernte auf den Markt kam und die Preise wieder sanken — vor dieser Alternative standen die Fabrikanten.

Schon im September hatten eine ganze Reihe von Spinnereien nur halbe Zeit arbeiten lassen und für diesen Monat sollten die meisten sogar vierzehn Tage ganz geschlossen werden, um den Spekulanten Steenstrand durch Stodung des Absatzes seiner Waare müde zu machen.

Die Spinnereibesitzer fanden in diesem Vorgehen die Unterstützung ihrer Arbeiter, die in ihren Gewerkschaftsversammlungen mit großer Majorität beschlossen, in allen Fabriken, deren Besitzer dennoch fortarbeiten wollten und dadurch die künstliche Preissteigerung unterstützten, die Arbeit einzustellen.

Welche Bedeutung dieser Beschluß hatte, ist leicht zu ermessen. Die feiernden Arbeiter hätten sämtlich von den Gewerkschaftsfonds unterstützt werden müssen. Tausende und tausende von Pfunden hätten den Kassen entnommen werden müssen, alles um die Folgen der Spekulation einer handvoll Leute abzuwenden.

Die Arbeiter in Lancashire müssen natürlich am besten wissen, was ihren Interessen frommt. Daß ein solches Vorgehen, das ausgesprochenemassen zu gunsten und im Einverständnis mit den Fabrikanten geplant war, jedoch auch eine sehr bedenkliche Seite hat, ist nicht zu verkennen. Durch die Unterstützung der Arbeiter während der Periode des Ausstandes, wären die Kassen bedenklich geschwächt worden, und die Arbeiterorganisationen außer Stande gewesen, einen etwaigen Kampf mit den Fabrikanten in nächster Zeit aufzunehmen. Die Fabrikanten waren natürlich ganz damit einverstanden, daß die Arbeiter ihnen die Kasernen aus dem Feuer holen sollten, und die kapitalistische Presse war vor Freuden über die gute Haltung der braven Arbeiter ganz außer sich.

Doch der „Corner“ wurde gesprengt, ohne daß es zu diesem äußersten Schritte kam. Am 30. September (dem letzten Tage des Monats, wo die Preise endgültig festgesetzt werden), entwickelte sich auf der Liverpooler Baumwollbörse eine wahre Panik. Steenstrand, anstatt zu versuchen, die Preise weiter in die Höhe zu treiben, legte sich auf's Verkaufen. Er hatte sein Schäfchen im Trocknen und „realisirte“, wie der Kunstausdruck der Börse lautet. Die Preise fielen gewaltig, und da jetzt auch die neue Baumwolle auf den Markt kommt, ist von einer Einstellung des Betriebes der Spinnereien Abstand genommen worden, weil sie nunmehr überflüssig erscheint.

Welch' eine blutige Satire auf die vielgerühmte bürgerliche Gesellschaftsordnung zeigt sich in diesem Beutezug eines geldsüchtigen Spekulanten! Der Mann hat nichts gethan, was ihm vom Standpunkt der heutigen Gesellschaft zum Vorwurf gemacht werden könnte. Er hat befolgt, was als das Grundprinzip der heutigen Gesell-

schaft gilt: nämlich möglichst billig gekauft, um möglichst theuer zu verkaufen. Die Folgen seiner Handlungsweise aber waren, daß ein großer Theil der Spinnereiarbeiter wochenlang nur halbe Zeit arbeitete, also auch nur halben Lohn bekam, und wäre es zur allgemeinen Einstellung der Arbeit gekommen, so wäre das Elend in den Fabriksstädten und Dörfern Lancashire's, trotz Gewerkschaftsfonds und Unterstützung, ein entsetzliches geworden. Eine ganze große Industrie so zu sagen an der Gurgel gepackt von einem einzigen Spekulanten — soweit hat es die „freie“ Konkurrenz gebracht!

Und das Mittel, das gegen seinen Beutezug angewandt werden sollte? Die Arbeiter und immer wieder die Arbeiter sollten die Kosten tragen. Entweder hungern oder ihre Kassen leeren, damit ihnen die Meister nachher nach Gutdünken eine Lohnreduktion aufstrotziren können — das waren die Aussichten der Arbeiter infolge dieses Börsenkoups!

Und die englischen Arbeiter und ihre Führer verstehen noch nicht einmal die symptomatische Bedeutung dieses Ereignisses. Von irgend einer Idee, diesen Zuständen ein Ende zu machen, und eine Arbeiterbevölkerung von einigen Millionen Seelen nicht mehr auf Gnade und Ungnade der Spekulation als Ausbeutungsobjekt zu überlassen, keine Spur! Davon, daß solche Vorkommnisse in der kapitalistischen Gesellschaft, unter dem Regime der freien Konkurrenz, einfach unvermeidlich sind, scheint den Herren Gewerkschaftsführern noch keine Ahnung gekommen zu sein.

Oder doch?! Vielleicht ist es nicht Unwissenheit, sondern Interesse, das sie verhindert, den Arbeitern die Wahrheit zu sagen: daß es nur einen Weg giebt, solchen Spekulanten, wie Steenstrand das Handwerk zu legen, nämlich durch die Aufhebung des Privatkapitals, das sich zu immer größeren und verheerenderen Massen zusammenballt und das die Interessen des gesammten Volkes immer schwerer gefährdet.

Kein Despot hat jemals mit Einkommen und Besitz der Unterthanen so schalten und walten dürfen, wie es auf der jetzt erreichten Höhe seiner Machtvollkommenheit das Kapital thatsächlich zu thun vermag. Die alten Despoten sind dahin gesunken, auch die kapitalistischen Auswüchse wird das Volk bald nicht mehr spüren, wenn es seine Interessen und seine Macht erst einmal kennen gelernt haben wird.

Scheußliche Einzelheiten über die Disziplinarstrafen in den Strafanstalten

bringt das „Lehrbuch der Gefängnisfunde“ von Krohne, dem Direktor der Moabiter Strafanstalt, zur Sprache.

Die **Prügelstrafe** wird in den Strafanstalten derart vollzogen, daß der zu Bestrafende mit Hände und Füßen in einen Bod gefesselt wird, sodas der für die Prügel bestimmte Körpertheil straff gespannt ist. Dann wird mit dem Stode, einem Ohrenziemer, einer lebernen Peitsche oder einer Ruthe, auf den entblößten Körpertheil die zuerkannte Anzahl Streiche „verabreicht“.

Nach der Darstellung Krohnes ist in Preußen über die bei der Prügelstrafe zur Anwendung kommende Peitsche nichts vorgeschrieben. Gewöhnlich ist es eine, aus einer Anzahl Ledersträhnen bestehende, an einem kurzen, etwa 50 Ctm. langen Stiel befestigte 100 Ctm. lange Peitsche. Der Strang ist an seinem oberen Ende dicker als an seinem unteren. Die Dicke desselben wechselt je nach den provinziellen und individuellen Anschauungen. Die schwächeren Exemplare haben am Kopf 5 Ctm., am Ende 3 Ctm. im Umfang.

Für das Königreich Sachsen ist vorgeschrieben, daß der Stod 1 Ctm. stark und 80 bis 90 Ctm. lang sein soll.

Die Höchstzahl der Streiche ist verschieden bemessen: 25 in Mecklenburg und Oldenburg, 30 in Sachsen, 60 in Preußen.

Wird mit dem Strick, so lesen wir bei Krohne, oder der Peitsche von einem kräftigen Mann „ordonnanzmäßig“ zugeschlagen, so muß beim fünften Hiebe die angespannte Haut plagen und jeder folgende Hieb flacht in die blutige Wasse, bis je nach der Zahl der Hiebe der ganze Körpertheil zu Drei geschlagen ist. Jeder wuchtige Hieb mit einer solchen Peitsche auf ein tannenes Brett hinterläßt eine Rinne, und zertrümmert ein halbzölliges tannenes Brett nach den ersten Schlägen. Danach ist anzunehmen, daß ein Schlag, welcher zufällig den Rückenwirbel statt des für die Prügel bestimmten Körpertheils trifft, denselben, wenn nicht zertrümmern, so doch erheblich beschädigen kann.

Daß die körperliche Züchtigung als Disziplinarstrafe auch jetzt noch in Preußen in Anwendung kommt, zeigt die letzte statistische Uebersicht, welche über die Strafen in Gefängnisanstalten im Reffort des Ministerium des Innern pro 1. April 1886/87 amtlich veröffentlicht sind. Es kamen danach Fälle körperlicher Züchtigung von Zuchthausgefangenen vor

- 1. April 1877/78: 102,
- 1. April 1878/79: 190,
- 1. April 1879/80: 170,
- 1. April 1880/81: 131,
- 1. April 1881/82: 131,
- 1. April 1882/83: 128,
- 1. April 1883/84: 136,
- 1. April 1884/85: 115,
- 1. April 1885/86: 109,
- 1. April 1886/87: 130,

Der **Lattenarrest** besteht darin, daß die einsame Einsperrung in einem Strafgefaß vollzogen wird, dessen Fußboden mit dreikantigen Latten, die spitze Seite nach oben gekehrt, belegt ist. In den sächsischen Strafanstalten wird nicht nur der Fußboden, sondern werden auch noch

die Wände mit dreikantigen Latten, die spitze Seite nach oben gekehrt, bedeckt. Der Bestrafte ist dabei nur mit einem Leinenanzug und Strümpfen gekleidet. Der Gefangene kann darin auf längere Zeit weder stehen, sitzen oder liegen, hat Tag und Nacht keine Ruhe und wird nach und nach mit Striemen bedeckt.

Der Lattenarrest wurde in Preußen im Jahre 1886 und 1887 in 56 Fällen verhängt und zwar 41 mal über männliche und 15 mal über weibliche Zuchthausgefangene. Die 56 Fälle des Lattenarrestes vertheilen sich auf 17 Strafanstalten. Je 11 und 7 Fälle kamen auf die Zuchthäuser in Sonnenburg und Brandenburg.

Krohne, also ein erfahrener Praktiker, nennt alle diese Disziplinarstrafen, welche wie Lattenarrest und körperliche Züchtigung durch Mißhandlung des Körpers eine möglichst abschreckende oder bändigende Wirkung erzielen wollen, einen Ueberrest aus barbarischer Unkultur.

Ueber das Barbarische, speziell der Prügelstrafe, schreibt Direktor Krohne folgendes:

„In Kulturländern, wo selbst die Thiere gegen Mißhandlung unter strafrechtlichen Schutz gestellt sind, und jeder, der seinen Hund oder sein Pferd in der Weise behandeln wollte, wie es die Disziplinarstrafe zuläßt, eine Anklage wegen Thierquälerei gewärtigen müßte; wo Strafe und Strafvollzug auf sittliche Grundlage gestellt und die Strafvollzugseinrichtungen dementsprechend gestaltet sind, hat die Prügelstrafe eine Berechtigung nicht.“

An einer anderen Stelle meint Krohne von dem Bestrafen: nach der Bestrafung ist der letzte Funke Ehrgefühl heraus- und grimmiger Haß hineingeprägt. Und die Wirkung auf die Beamten? Auf die zuschauenden ein ungläublicher Ekel, auf den hauenden ein Gefühl unwilligen Zornes, daß er dazu verdammt ist, mit kaltem Blute auf den wehrlos vor ihm liegenden Menschen loszuschlagen. Wird er öfter dazu kommandirt, so sinkt er in der Achtung seiner Kameraden, verroht und verkommt. Wird die Strafe beschränkt auf die Fälle thätlichen Angriffs auf einen Beamten, so kann es sich ereignen, daß dem Sträfling zunächst in gerechter Abwehr der Schlägel halb eingeschlagen wird, er darauf in passenden Abtheilungen 60 Peitschenhiebe bekommt und dann noch obendrein zu einer erschrecklichen Anzahl Jahre Zuchthaus oder Gefängniß verurtheilt wird.

Auch in den Zuchthäusern besteht die Prügelstrafe nicht mehr in Baden, Bayern, Braunschweig, Bremen, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Weimar, Württemberg, Oesterreich. Oldenburg hat das Verdienst, die Prügelstrafe in den Strafanstalten eingeführt zu haben, nachdem sie seit 40 Jahren abgeschafft war.

Politisches, Gewerkschaftliches.

Aus Berlin wird mehreren nationalliberalen Blättern folgendes geschrieben:

„Auch aus Bundesrathskreisen verlautet jetzt, daß die Regierung damit rechnet, die dringendsten Arbeiten des Reichstages bis etwa zum 20. Dezember erledigen zu lassen.“

Es heißt ferner, daß es in der Absicht liege, die Neuwahlen in der ersten Hälfte des Januar stattfinden zu lassen, sodas die Thätigkeit des preussischen Landtags davon unberührt bleiben würde.“

Die Wahlvorbereitungen sind also überall energisch in die Hand zu nehmen.

Der den Arbeitern bestens bekannte vielseitige Schriftsteller und Dichter echt deutscher Volkslieder Dr. Max Vogler ist plötzlich im 36. Lebensjahre in seinem Geburtsort Lungenau (Sachsen) an einem Herzleiden gestorben.

Reichstagskandidaturen. Die Sozialdemokraten stellen in Gotha den früheren Abg. Bod. im 1. weimarischen Wahlkreis Herrn Karl Schulze, den Redakteur der „Thür. Tribüne“ (früher in Leipzig), als Kandidaten auf, in Niederbarnim Herr Rechtsanwalt Stadthagen-Berlin.

Frankfurt a. M. Die hiesige Polizeibehörde hat auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes die auf Mittwoch, den 9. d. Mts. anberaumte konstituierende Versammlung zum Wahlverein verboten. Ebenfalls mußten die Metallarbeiter, der Sonntagsruhe wegen, die Generalversammlung, welche Sonntag, den 6. d. Mts., früh 10 Uhr stattfinden sollte, vertagen.

Versammlungs-Auflösungen und Verbote. Polizeilich verboten wurde die zu Sonntag, den 6. d. Mts., nach Moabit einberufene Versammlung des Fachvereins der Holz- u. Bretterträger Berlins. — Verboren wurde der Allgemeine Bildungsverein zu Mühlhausen a. Rh., der „Volkverein zu Chemnitz“ ferner vom Regierungspräsidenten in Düsseldorf auf Grund der §§ 1 und 6 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie: 1. der Fachverein der Schreiner und verwandten Berufsgenossen in Düsseldorf, 2. die Zahlstelle Düsseldorf des Deutschen Tischlerverbandes mit dem Hauptquartier in Stuttgart und 3. die Filiale Düsseldorf der Vereins deutscher Schuhmacher (früher Unterstützungsverein der Schuhmacher) mit dem Hauptquartier in Nürnberg. — In Breslau wurde der Verein zur Erzielung volkthümlicher Wahlen aufgelöst. — Aufgeführt wurde in Königsberg am 3. Oktober eine Versammlung mit der Tagesordnung: „Die bevorstehenden Reichstagswahlen“ nach kaum 1/4 stündiger Dauer, als der Vorsitzende in seiner Einleitung sagte: die sozialdemokratische Partei ist die einzige Partei, die unentwegt für die Arbeiterfrage eintritt. — Mit polizeilicher Auflösung endete in Berlin eine öffentliche Versammlung von Damenmäntelstreichern und Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie, die, fast ausschließlich von Frauen besucht, am Dienstag Abend in Krenz' Salon, Raunynstraße, tagte, als nach dem Referat der Frau Ihrer Herr Taterow äußerte: „Man müsse wenigstens eine solche Lebenshaltung bewahren, daß man imstande sei, für Ideale einzutreten.“

Die Zigarrenmacher Berlins sind in die Lohnbewegung eingetreten. Die Lohnkommission legt ihren Forderungen die Berechnung zu Grunde, daß ein Zigarrenmacher wöchentlich 3000 Stk fertige und sonach bei einem Lohnsatz von 6 Mark einen Wochenverdienst von 18 Mark erzielen soll. Die Hausarbeit müsse aber etwas höher bezahlt werden, weil der Hausarbeiter sich das Rohmaterial aus der Fabrik zu holen, die Zigarren dorthin zu schaffen und den Arbeitsraum, Licht u. herzugeben habe. Diese Forderungen sollen am 14. d. Mts. abzuhalten den öffentlichen Zigarrenarbeiter-Versammlung vorgelegt werden. Es ist also Pflicht aller Berufsgenossen dort zu erscheinen.

Große Versammlung des Vereins der Näherinnen und Handarbeiterinnen Berlins am Donnerstag, den 17. Oktober in Schneiders Salon, Belfortstr. 17. Vortrag des Herrn Pirsch über: Licht und Schattenseiten des Großbetriebs.

— Sozialdemokratischer Wahlverein d. 5. Berliner Reichstagswahlkreises. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die nächste Vereins-Versammlung nicht stattfinden kann, weil es unmöglich ist, ein Lokal zu bekommen.

— Ethische Gesellschaft. Sonntag, den 13. Oktober, Nachmittags 5 Uhr in den Industrie-Hallen, Mariannenstr. 31/32. Vortrag des Herrn Steffen über: Bogenglählampe und Phonograph mit Experimenten. Darauf gefellige Unterhaltung. Gäste, Herren und Damen, stets willkommen.

— Freie Vereinigung der im Vergolder-Gewerbe beschäftigten Arbeiterinnen Berlins. Montag, den 14. Oktober in Scheffer's Salon, Inselstr. 10, große Versammlung. Vortrag der Frau Ihrer über „Volksernährung“.

Briefkasten.

Vergolder. Annonce oder redaktionell — ist immer beizufügen.

Geschäfts-Eröffnung

Meinen werthen Freunden und Gönnern die ergebene Anzeige, daß ich in der

Adalbertstraße 93,

nahe der Oranienstraße ein

Putz-Geschäft

eröffnet habe.

Ferner habe ich

Ball- und Hochzeits-Toiletten

zu versehen.

Außerdem führe ich mein Maßfengarderoben-

Geschäft in der Oranienstr. 178 unverändert fort.

F. Panknin.

Frankfurt a. M.

Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“,

„Berliner Arbeiterbibliothek“

nimmt jederzeit entgegen und versichert pünktliche

Zustellung ins Haus

H. Faust,

Schäfergasse 15, 4 Tr.

Für Friedrichshagen.

Abonnements auf die

„Berliner Volks-Tribüne“,

„Berliner Arbeiterbibliothek“,

nimmt entgegen und versichert pünktliche Zu-

stellung

Th. Stachow,

Wilhelmstraße 72.

Materialwaaren, Cigarren und Flaschenbier-Handlung

von

Wilhelm Weyland,

Braunschweig, Reichenstr. 22.

Empfiehlt sich dem geehrten Publikum unter Zu-

sicherung strengster reeller Bedienung.

Annahme von Abonnements der Arbeiter-

Chronik, Volks-Tribüne, Wahrer Jakob sowie

aller Arbeiterliteratur.

Annahmestelle jedweder Druckarbeit.

E. M. Wilschke,

Junkerstraße 1.

Cigarren- und Tabakshandlung.

Russische u. türk. Zigarren in größter Auswahl.

Der Arbeitsnachweis

der

Klavierarbeiter

befindet sich vom 20. Oktober ab Raunynstr. 78

bei Winger. Die Adressenausgabe findet jeden

Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags

von 10-11 1/2 Uhr unentgeltlich statt.

Grosse öffentliche Schuhmacherversammlung

Montag, d. 14. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Klein's Festhallen, Oranienstr. 180.

Tagesordnung:

1. Wie verhalten sich die Schuhmacher Berlins zur Verkürzung der Arbeitszeit? Referent: Herr Fritz Krüger.

2. Verschiedenes.

Zahlreiches Erscheinen der Kollegen erwartet

Der Einberufer.

Große Versammlung

des sozialdemokratischen Wahlvereins für den 2. Berliner Reichstagswahlkreis.

Montag, den 14. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Sabel's Brauerei, Bergmannstraße 5-7.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Wilhelm Schweitzer: Unsere politische Lage.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes und Fragelasten.

Gäste willkommen. Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorstand.

Am 1. Oktober 1889

Geschäfts-Eröffnung.

Albert Auerbach,

Berlin S, Kottbuserdamm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Dienstag, den 15. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Bericht der Vorstandes und der Arbeitsvermittlung.
2. Abrechnung vom 3. Quartal.
3. Wahl der Revisoren und Arbeitsvermittler.
4. Wahl eines Bibliothekars.
5. Verschiedenes und Fragelasten.

Mitgliedsbuch legitimirt. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten. Der Vorstand.

Central-Kranken- u. Sterbekasse der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter.

Eingetragene Kasse 3 in Hamburg. Verwaltung Berlin A.

Montag, 14. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr,

Mitglieder-Versammlung.

in Süd-Ost, Waldemarstr. 75.

Tagesordnung:

1. Die Antwort des Central-Vorstandes über die Theilung der Verwaltung in A und H.
2. Wahl von Ärzten.
3. Verschiedene Rassenangelegenheiten.

Mitgliedsbuch legitimirt. Sämmtliche Mitglieder haben die Pflicht, zu erscheinen. Die Ortsverwaltung.

Goldschmiede Berlins!

Dienstag, 15. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75.

(oberer Saal)

Grosse Versammlung sämmtl. Goldschmiede und Berufsgenossen Berlins.

Tagesordnung:

1. Ist die gewerkschaftliche Organisation der Goldschmiede eine Nothwendigkeit? Referent: Herr Gottfried Schulz.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Zur Deckung der Unkosten findet eine Zeller-sammlung statt. Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Einberufer.

Um die weiteste Verbreitung dieser Bekannt-machung wird gebeten.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete

Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab

Dresdenerstraße 116,

im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermitte-

lung geschieht für Meister und Gesellen (auch

Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.

Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen

von 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr Abends, Sonntags

von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassirer der Ortskassentafel der Tischler und Pianoortarbeiter Berlins verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen Berlins.

Montag, den 14. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, im Schweigergarten, am Königsbor.

Tagesordnung:

1. Berichterstattung der Lohnkommission und der aufstellende Minimallohn. Referent: Herr B. Hermann.
2. Verschiedenes.

Um recht zahlreiche Beteiligung ersucht

Die Lohnkommission.

Verband deutscher Mechaniker

und verwandter Berufsgenossen

Zahlstelle Berlin.

Mittwoch, den 16. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr,

im Luisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16.

Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Das Verhalten der Kollegen der Zahlstelle Nürnberg zu dem Streik in der Schudert'schen Fabrik und welche Stellung nehmen wir dazu?
4. Bericht über die Sperre der Werkstat von Billing u. Violet.
5. Verschiedenes und Fragelasten.

Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mit-glieder.

Alle Mitglieder werden dringend ersucht zu

erscheinen. Der Vorstand.

Fachverein der Buchbinder und verw. Berufsgenossen.

Montag, den 14. Oktober, Abends 9 Uhr,

im Luisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16.

General-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Geschäfts- und Kassenbericht.
2. Bericht der Arbeitsnachweis-Kommission.
3. Ergänzungswahl zum Vorstand.
4. Statutenänderung.
5. Verschiedenes und Fragelasten.

Mitgliedsbuch legitimirt.

Um recht zahlreiches und pünktliches Erscheinen

ersucht

Der Vorstand.

Der Arbeitsnachweis des Vereins befindet

sich Dresdenerstraße 116 im Restaurant und

wird jedem Kollegen zur Benutzung empfohlen.

Arbeitsnachweis der Maler

früher Ritterstr. 123 bei Sodke, jetzt

Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendt).

Jeden Abend von 8-9 Uhr (außer Sonnabend) und Sonntags Vormittag von 10-12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung.

Die Bevollmächtigten der Filiale I.

Sozialdemokratischer Leseklub

„Lessing.“

Jeden Montag, Abends 9 Uhr, Wallstr. 20.

(Restaurant Leonhardt.)

Vorlesung und Diskussion.

Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt.

[Nachdruck verboten.]

Nur eine Kellnerin.

Von
John Henry Mackay.

Die Noth des Lebens ist so groß,
daß wir nur versuchen können,
sie wahr zu schildern.

Sie war wieder geschlagen worden. Sie haßte die Frau, welche es verstanden hatte, das Andenken an ihre todt Mutter so in ihrem Vater zu ertöden, daß dieser keine Augen mehr dafür hatte, wie sein einziges Kind behandelt wurde.

Als sie am Abend zusammensaßen, erklärte Maxl, daß sie es nicht länger ertragen könne und am nächsten Tage fortgehen würde. Sie sagte es ruhig und klar, wie Etwas, das sie schon lange mit sich herumgetragen, und von dem sie sich nun frei mache. Sie sah das Erschrecken des Vaters, und wie er nicht wagte, etwas zu antworten, bevor nicht die Alte gesprochen. Er hatte nur seine ängstlichen, trüben Augen auf sie geheftet.

Aber als diese nun anfang mit ihren Vorwürfen und ihrem Schelten, stand sie auf und ging hinaus auf ihr kleines Zimmer. Es mußte ein Ende gemacht werden! Sie fühlte, wie sie an diesem Leben zu Grunde ging, langsam und sicher, und zwecklos. Und darum wollte sie ein Ende machen, bevor es zu spät war. Sie dachte wohl an ihren Vater, aber sie war selbst so elend, daß sie kein Mitleid mehr mit dem schwachen Mann fühlen konnte. Und was würde es ihnen beiden helfen, wenn sie noch einmal bliebe? Sie würden einige Wochen Ruhe haben, oder auch nur einige Tage, und dann würde es von Neuem wieder beginnen, dies unerträgliche Leben voll kleinlichem Aerger und voll Lieblosigkeit, und es würde immer schlimmer werden. Sie wußte es, es gab nur einen Ausweg.

Und darum verließ sie am andern Morgen das Haus, in welchem sie ihre ganze Jugend verlebt hatte.

I.

Mit der Stunde ihres Austritts aus dem kleinen Kreise ihrer unterdrückten Jugend, und der ihres Eintritts in eine neue, weite und fremde Welt begann für Maxl Braun die Geschichte ihres Lebens. Sie ging nach Berlin. Halb in dem falschen Glauben, es müsse dort wo so viele Menschen seien — leicht sein, sein Brod zu verdienen; halb in der Hoffnung, dort völlig allem entronnen zu sein, was ihre Jugend sie hatten gelehrt hatte.

Sie wurde Kellnerin in einem kleinen Lokal im Osten Berlins, in einem jener Stadttheile, in welche sich jene Massen der Menschen in hohe, dunkle Häuser zusammenbrängen, welche eben genug zum Leben haben, welche morgen verzehren, was sie heute verdient haben: kleine Beamtenfamilien, schlecht situirte Kaufleute, Handwerker.

Im Winter liegen diese Straßen beständig in dem eintönigen, grauen Zwielicht, welches sich auf die Gesichter all ihrer Bewohner gelagert hat, und diese so krank und farblos erscheinen läßt. Aber auch im Frühling hat es etwas Beängstigendes, die hellen, breiten Fluthen des Sonnenlichtes an den einförmigen, endlosen Häuserreihen entlang gleiten zu sehen, über das ewig-schmutzige Pflaster, und an den blinden Scheiben hinauf. Kein Baum, kein Vogel; nur immer die gleiche dumpfe, erstidende Luft. An den Sonntagen fliehen die Menschen dann wohl hinaus, aber nur um bedrückter und freudloser zurückzukehren zu ihrem kleinlichen, endlosen Tagewerk. Selten erhebt Einer die Blicke über die Dächer hinauf, wo ein langes Stück Himmel leuchtet.

In einer dieser Straßen lag die Kneipe, in welcher Maxl Kellnerin wurde. Sie hatte keine andere Stellung finden können. So hatte sie sich von der Noth in diese hineintreiben lassen. Sie fühlte sich in den ersten Tagen sehr fremd in ihrer neuen Umgebung. Aber sie war nicht umsonst eine Süddeutsche. Ihr leichter Sinn half ihr immer wieder über die Stunden hinweg, in welchen sie nur mit Mühe ihre Thränen zurückhalten konnte. Sie war sehr unerfahren. Von den Männern dachte sie sehr gering. Die Meisten, so glaubte sie, seien sehr schlecht, und auf nichts Anderes bedacht, als ein junges Mädchen zu hintergehen und zu Fall zu bringen. Sie mochte darin auch nicht so ganz Unrecht haben. Jedenfalls konnte ihr diese Ansicht bei ihrer neuen Stellung nicht schaden. Schlimm war aber, daß sie sich einbildete, einige Männer — ganz wenige nur! — seien dagegen sehr edel und gut, und ganz anders, wie alle die anderen. Es hatte davon so etwas in den wenigen Büchern gestanden, welche sie gelesen hatte. Im Uebrigen aber war Maxl ein sehr kluges und vernünftiges Mädchen, und gab sich selten unklaren Träumen hin. Sie hatte wenig gelernt, und ihr Gesichtskreis war eng und beschränkt. Aber sie hatte etwas Festes und Bestimmtes in ihrem ganzen Wesen, und von Natur aus ein ziemlich richtiges Gefühl für Menschen und Dinge, und meist auch ein treffendes Urtheil.

Drei Monate war Maxl Braun nun schon Kellnerin in der Kneipe im Osten Berlins und sie hatte sich all-

mählich an Alles gewöhnt, was ihre neue Stellung mit sich brachte: an die rohen Scherze, die zwei- oder unzweideutigen Redensarten der Gäste, die Grobheit des Wirthes — und noch immer war sie dem treu geblieben, was sie sich vorgenommen hatte —: sich mit keinem Manne einzulassen. Sie ging am Abend, wenn das Lokal geschlossen wurde, stets allein nach Hause, obwohl sie jeden Abend von Neuem alle Klugheit und Festigkeit aufbieten mußte, um den Anträgen, sie nach Hause zu begleiten, und welche oft in ganz gutem und freundlichem Sinne gemacht wurden, zu entgehen. Sie blieb an ihren freien Tagen bei ihrer alten Wirthin zu Hause und half dieser bei ihrer Wirthschaft, theils weil sie sich nicht in das Gewühl der fremden, großen Stadt allein getraute, und theils, weil sie fühlte, daß sie diese Tage der Ruhe nach den Anstrengungen der vorhergehenden sehr nöthig hatte. Einmal war in das Restaurant ein Herr gekommen, welcher sichtlich ein tieferes Interesse an ihr nahm, und welcher ihr zu ihrem größten Erstaunen nach einigen Wochen einen reellen Heirathsantrag machte. Sie war zuerst sprachlos gewesen. Aber da zu ihren „Idealen“ auch das gehörte — wie werden die jungen Damen der „höheren“ Stände darüber lächeln, wenn ihnen ein boshafter Zufall diese Zeilen in die Hände spielen sollte! — nicht ohne Liebe zu heirathen, und sie für den seltsamen Menschen keine besondere Zuneigung fühlte, so schlug sie das Anerbieten aus, wenn es ihr auch geschienen hatte, als müsse sie sich hinein flüchten in diese sichere Welt, welche sich ihr so unvermuthet aufgethan hatte.

Der Mann war traurig aufgestanden und nicht wieder gekommen, Maxl aber hatte schon am nächsten Tage ihre Fröhlichkeit wieder.

Es war zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags — die „müde“ Stunde des Tages — und mitten im heißen Sommer. Die beiden Fenster und die Thür der Kneipe waren offen. Aber nur ein feiner, grauer Straßenstaub wurde von den glühenden Wogen der Hitze in das nicht hohe Zimmer getragen, keine Kühle. Der letzte Frühchoppengast war endlich gegangen. Die Wirthsleute schliefen; der Mann war überhaupt noch nicht aus dem Bette gekommen. Die zweite Kellnerin, Lenchen, hatte frei, Maxl war allein. Ihre Arbeit war gethan, und müde sah sie am offenen Fenster, die Hände lässig im Schooß.

Sie sah mit großen Augen vor sich hin, denn sie wollte was dretben, um nicht schlafend gefunden zu werden, wenn etwa ein Gast kommen sollte. Sie dachte daran, ob heute Abend wohl Studenten kommen würden, denn diese gaben immer ein Trinkgeld. Sie war auf Trinkgelde angewiesen. Der heutige Morgen war ein schlechter gewesen. Es waren zwar viele Gäste zu bedienen, aber keiner hatte an das Trinkgeld gedacht. Sie rechnete. Aber plötzlich fiel ihr der unangenehme Bierdunst auf, der in dem Zimmer herrschte. Sie empfand wieder das selbe Gefühl des Widerwillens, welches sie befallen hatte, als sie am ersten Tage hier war, welches aber seitdem von der täglichen Gewohnheit völlig erstickt war. Sie wollte aufstehen. Aber sie war so müde in den Füßen, daß sie sitzen blieb.

Sie ließ ihren Blick auf der Wand haften, auf deren einer Hälfte grell und brennend der Sonnenschein lag, und sah, wie abscheulich schmutzig die Tapete war. Dann blickte sie weiter in das Zimmer, und alles kam ihr gemeiner und häßlicher vor — die gelbbräunen Tische, die gewöhnlichen Bilder an der Wand, der mit Zigarrenasche und halbverbrannten Streichhölzern besäte Fußboden, und es war ihr wieder, als müsse sie aufstehen und hinausgehen aus diesem elenden Leben.

Aber sie blieb wieder sitzen. Es war ihr traurig zu Muth. Sie dachte seit den ersten Tagen in ihrer neuen Stellung in dem letzten Vierteljahr zum ersten Mal wieder über sich nach. Und Alles war ihr zuwider, woran sie denken mußte.

Wenn nur ein Gast käme —
Aber selbst auf der Straße war es fast leer. Nur zuweilen ging jemand langsam und müde unter dem Fenster vorbei, starr vor sich sehend, in der unerträglichen Gluth.

Sie wollte nicht schlafen. Aber sie hatte ihren Vorsatz schon vergessen, und als sie ihre Augen schloß — nur einen Augenblick — übermannte sie plötzlich die Müdigkeit und sie schlief ein. Ihr Kopf neigte sich nach hinten und fiel leicht gegen den Fensterrahmen.

In dem Raum war alles still; nur die Fliegen trieben leise schwirrend ihr unverdroffenes Spiel.

Um dieselbe Stunde ging der Referendar Hans Grütmeyer durch die Straße. Er hatte in der Ostgegend der Stadt am Morgen einen Besuch gemacht, und war auf dem Wege nach Hause. Da er nie in dieser Gegend gewesen war, hatte er keinen Wagen genommen und schlenderte langsam die Straßen hinunter, dem Westen zu, wo er wohnte, indem er neugierig hierhin und dorthin sah, und fand, daß die Straßen alle gleich langweilig und öde waren. Hans Grütmeyer hatte vor ein paar Tagen sein Referendar-Examen gemacht, und wollte sich nun noch ein paar Wochen in der Hauptstadt, in welcher er ein Jahr gewesen war, „amüsiren“, bevor er nach Hause reiste, um dort seine neue Würde zu beihätigen.

Er sah trotz der Hitze vergnügt aus, da er in einer kleinen, heiteren Gesellschaft sehr gut zu Mittag gegessen hatte. Wer ihn sah, in seinem eleganten Sommeranzug und dem weißen Strohhut, der mußte einen angenehmen Eindruck von ihm bekommen. Bei seinen Freunden war er beliebt; allerdings gab es einige Menschen, welche behaupteten, man dürfe in keiner Beziehung große Ansprüche an ihn machen, weder in bezug auf seinen Kopf, noch auf sein Herz. Aber diese wenigen hatten eigentlich gar keine Gelegenheit, das oft zu sagen, denn Hans Grütmeyer gehörte zu den Menschen, welche es nicht sehr lieben, das Urtheil anderer herauszufordern, sondern sich am liebsten in allem, was sie thun und sagen, in einer Art vornehmer Reserve halten, welcher weder Spott noch Tadel, noch auch besonderes Lob nah zu kommen pflegt. So hatte er denn auch bisher einen sicheren, ruhigen Weg zurückgelegt, hatte das genossen, was wir eine „gute Erziehung“ zu nennen gewohnt sind, und sich gerade genug um sein eigenes, und so wenig um das Glück oder Unglück seiner Nebenmenschen gekümmert, um ein zufriedener Mensch zu sein. Seine gute Erziehung hatte ihm auch eine berechnende Liebeshörigkeit gelehrt, welche ihre Wirkung selten verfehlte, und ihn so zu einem sehr geschätzten Teilnehmer an Gesellschaften und Ballen machte.

Als Herr Grütmeyer unter dem Fenster des Restaurants vorbeischlenderte, sah er das schlafende Mädchen. Er lächelte leise und ging weiter. Aber als er ein paar hundert Schritte weiter gegangen war, war es ihm, als flöge eine jähe Erinnerung an ihm vorüber — er mußte jenes Gesicht schon einmal gesehen haben, dieses — oder ein ähnliches! Einen gewissen Zug — wenn er ihn hätte beschreiben sollen, es wäre ihm unmöglich gewesen — hatte dieses Gesicht mit einem anderen gemein, von dem er längst getrennt war.

Er ging aber weiter und suchte in seinem Gedächtniß. Als er noch in die Schule ging — war es nicht da gewesen? Vor der Thür des Eckhauses — kurz vorher, ehe der Weg leicht zu steigen anfing? — Und er hatte, was er suchte. In dieser Thür stand jeden Morgen, wenn er zur Schule tratie, ein kleines Mädchen.

Und Hans Grütmeyer lächelte wieder behaglich vor sich hin, indem er an die Raivität und Schüchternheit seiner ersten Liebe dachte . . .

Als er zu Hause war, hatte er alles wieder vergessen.

Zndessen war an der Wand der Kneipe die Sonne einen Streifen höher gerückt. Maxl schlief noch immer. Ihr Gesicht lag in halbem Schatten. Es war kein schönes Gesicht. Man sagt, jedes Mädchen von siebzehn Jahren sei schön; die Jugend mache in diesem Alter auch das unscheinbarste schön. Aber Maxl war nie jung gewesen. Die Härte des Lebens hatte den zarten Duft der Jugend von ihr abgestreift und unverwischbare, wenn auch ganz feine Spuren in ihr junges Gesicht gezogen. Aber sie wurde fast schön, zum mindesten interessant und eigenartig hübsch, wenn sie sprach, besonders wenn ihr Humor durchbrach. Sie hatte einen schönen Kopf und prachtwolle, schwarze Haare, aber ihre Stirn war niedrig. Ihr graues Auge war klug und in den Grübchen ihrer Wangen sah der Schalk, aber ihr Mund lockte nicht zum Küssen, trotz der selten schönen Zähne. Sie war ausgelassen, aber zu klug, um leidenschaftlich sein zu können; im Herzen ein Kind an Unerfahrenheit und Reinheit — und in ihren Gedanken doch meist eine sichere Beurtheilerin von Menschen und Dingen. Doch wenn sie fehlgriff, dann war sie blind in ihrem Vertrauen. Und sie griff ein einziges mal fehl. . .

Sie hatte keine Phantasie und darum keine große Sehnsucht nach der Welt, von der sie bisher noch nichts gesehen hatte als kleinliche Menschen und enge Wände. Aber ihre Jugend begann, trotzdem sie nicht sinnlich war, ihr Recht zu fordern. Je öfter jedoch ein geheimes Wünschen in ihr die Flügel regte, desto härter suchte sie gegen sich selbst zu werden. Denn ihre einzige Waffe wahr ihr Stolz. Und sie war stolz auf ihre sittliche Stärke und die Festigkeit ihres Willens, wie es nur eine Natur werden kann, welche eine ganze, lange Jugend unterdrückt war. Dieser Stolz ließ sie nicht erröthen, wenn sie die gemeinen Redensarten um sich herum hörte, wenn ihr Worte in's Ohr geklüstert wurden, welche sie nur halb verstand. Denn sie fühlte, wie sie über denen stand, welche nach ihr greifen wollten mit schmutzigen Händen. So blieb sie Kellnerin.

An die Zukunft dachte sie nie, so wenig mehr wie an ihre Vergangenheit.

Als die Sonne in höchster Gluth stand, erwachte Maxl. Ihr erstes Gefühl war Aerger darüber, daß sie nun doch eingeschlafen war, und ihr zweites Freude, daß es niemand gemerkt hatte.

Sie stand langsam auf und ging zwischen den Tischen umher, indem sie sich besann, was sie geträumt hatte. Aber es wollte ihr nicht wieder einfallen. Dann stellte sie sich vor den Spiegel und ordnete ihr Haar. In der Art, wie sie das that, lag wenig Eitelkeit. Da sie glaubte, es kämen Schritte die Treppe herauf, trat sie zurück und sah nach der Thür hin. Aber es war nur ein Bewohner der oberen Stockwerke, welcher vorbeiging. Sie setzte sich an einen der Tische und stützte den Kopf in die Hände. Plötzlich überkam sie das Gefühl der Verlassenheit mit solcher

Stärke, daß sie fühlte, wie die Angst ihr die Brust ein-
klemmte. Sie sprang auf und ging wieder umher, wie
suchend. Und als wenn sie nicht finden könne, was sie
suche, so ging sie immer schneller und schneller zwischen
den Tischen umher. Es lag eine stumme Angst in ihren
unsicheren Bewegungen, wie vor einer unsichtbaren Gefahr.
Dann trat sie an das Büffet und ließ ein Glas voll Bier
laufen, welches sie hastig und gierig austrank. In die
Kasse legte sie als Bezahlung desselben eine Marke.

Sie fühlte sich leichter. Sie hätte gern noch ein Glas
getrunken, aber sie wagte es nicht, aus Sparsamkeit. Sie
überlegte, ob sie das Glas, welches sie jeden Abend zum
Essen vom Wirth bekam, jetzt schon trinken sollte. Aber auch
das unterließ sie.

Wenige Minuten später kam ein Gast, und Marl
hatte von da an den ganzen Abend unaufhörlich zu be-
dienen.
(Fortsetzung folgt.)

Venen in New-York.

(Nach amerikanischen Arbeiterblättern.)

Lieber Proletar! Kämpfe nicht die Nase, wenn ich
dich nicht in vornehme Hotels oder Miethshäuser führe,
sondern in die geringsten Bagabondenherbergen New-Yorks.
In den ersteren war ich auch schon und in noch besseren
und größeren, in vier Erdtheilen, und habe dort Wärter
in allen Hautfarben und hübsche Kammerkätzchen zur Be-
dienung gehabt. Es ist schöner dort und bequemer in den
weichen Polstern als auf der Maisstrohmattlage des
„Tramps“.¹⁾

Vor der Trampherberge steht kategorisch geschrieben:
„Nur für Männer!“ Im Lesezimmer hängen große
Schilder mit der Aufschrift: „Das Herumlungen, Karten-
spielen, Würfeln, Zanken und Verunreinigen der Betten
ist streng verboten. Betrunkene Personen können hier
nicht schlafen.“ Auf den Tischen des Lesezimmers findest
du alle größeren Zeitungen New-Yorks, auf allen Zeitungen
aber gestempelt oder mit dicker Schrift quer über geschrieben:
„Diese Zeitung ist von dem — — Logirhaus ge-
stohlen.“

Du bist also in ganz netter Gesellschaft, wenn du
schon gleich beim Eintritt solche Proteste siehst. . . . Be-
trunkene kommen häufig herein, denn es vergeht keine
Nacht, in der man nicht unter 40—50 Schlafgenossen in
einem großen Saal den Refrain von Royebue's Ver-
zweiflung hörte: „Ob . . . ob . . . ob sie Gurken hätten.“
Ungeziefer darfst du mitbringen, denn du wirst nicht unter-
sucht, du kannst dir sogar eine ganze Menagerie von Kerb-
thieren zulegen, die Zuchtwahl und Kreuzung der Rassen
studiren, wenn du dich jede Nacht in ein anderes Bett
legst. Um die Insektenkunde zu erschöpfen, sei noch er-
wähnt, daß Wanze und Wanze verschieden sind. Die
Gattung cimex communis, die gemeine Hauswanze, ist ein
wenig intelligentes Thier. Sie behält einen stabilen
Wohnort, nährt ihre Familie redlich in demselben Bett, in
dem sie geboren und innerhalb acht Tagen Urogroßmutter
geworden ist, und vertrocknet auch dort an Altersschwäche,
eine dünne durchsichtige Haut zurücklassend. Die Herbergs-
Wanze, cimex ambulans, auch Wandervanze genannt,
verschmäht den darunter liegenden kränklichen, mageren
oder altersschwachen Schläfer, und kriecht an den Bett-
pfosten hinauf zu dem vollblütigen und gesunden Gaste,
der darüber liegt, auch umgekehrt, wenn der fette Nähr-
körper unten liegt. Die Wanze kriecht sogar an den
Wänden bis zur Decke hinauf und läßt sich von da mitten
auf das Bett fallen, wenn sie anderweit Schwierigkeiten
findet, zu ihrem Ziel zu kommen.

Die Zahl der Betten ist durch das Kubik-Luftgesetz²⁾
geregelt, es stehen nicht mehr und nicht weniger darin,
als das Gesetz für gesunde Luftzufuhr in einem gewissen
Raum erlaubt. Gewöhnlich sind es ca. 50 Betten, in 25
eisernen Ständen, je 2 Betten übereinander, wie in der
Schiffsloje. Zwischen je zwei Ständen steht ein Kleider-
kasten mit zwei Schränken von 1 Fuß Breite und 1 Fuß
Tiefe, zu dem der betr. „Tramp“ einen Schlüssel erhält
und den der regelmäßige Kunde auch über Tag bei sich
führen kann. Ob es nun so Gewohnheit oder „Custom“
in den billigen Herbergen ist oder ob auch diejenigen,
welche dieselben Betten immer wieder beziehen, sich fürchten,
Ungeziefer in das Unterzeug zu bekommen, weiß eben tags
über doch einmal ein Bummel mit Ungeziefer für 15 Cents
dort seinen Kauf ausgeschlafen haben kann — That-
sache ist, daß die Mehrzahl vollständig nackt, selbst ohne
Feigenblatt, auf dem Bett liegt. Im heißen Sommer
ziehen sie noch nicht einmal ein Bett-Tuch über die nackten
Glieder.

Die nächste Annehmlichkeit bildet das Schnarch-
Konzert. Wenn man einen in seiner Kunst vollständig
ausgebildeten Schnarcher unter sich im andern Bett und
ein paar rechts und links in den anstoßenden Betten hat,
ist das Konzert fertig, aber der Schlaf für den Zuhörer
gleichfalls. Die Unterhaltung ist glücklich beendet, die
Gäste wälzen sich noch ein paar Mal auf dem Bett herum,
dann fallen sie allmählich in Morpheus Arme. Plötzlich
fängt einer unter dir an zu sägen, erst langsam und regel-
mäßig, es ist weiches Holz, dann aber kommt er auf ein-
mal an einen alten knorrigen Ast; es ist schwere, harte
Arbeit in abgebrochener Stöße; noch ein Stoß, — ratsch!
der Ast ist durch. Es giebt eine kurze Ruhepause, der
Holzsäger wälzt sich von der Seite auf den Bauch, vom
Bauch auf den Rücken; er ist in einer Art Halbschlaf;
bald aber schläft er wieder fest und dann fängt er auch

wieder an zu sägen, erst sanft und mild wie mit Mohnöl
geschmiert, dann lauter und lauter wie knarrende Wagen-
räder, bis er wieder auf so einen verdamnten Ast stößt,
der nicht durch will. Dann möchte man dem Kerl bei-
springen, weil er dem Gefährten nahe scheint, noch eine kon-
vulsivische Anstrengung und wieder ist ein Knorren durch.
Zureden und Zurufe helfen nichts, es müssen diejenigen,
welche im Schlafe gestört werden, von Zeit zu Zeit einen
Schuh oder Stiefel nach dem Bette des Schnarchers werfen,
das hilft immer für kurze Zeit. Inzwischen kann man
eingeschlafen sein und das Schnarchen wird überhört.

Die überwiegende Mehrzahl der „Kunden“, die ge-
legentlich pennen, schläft im Sommer in Wagen, die an
der Straße stehen, in den Bauholzhöfen, im Centralpark,
im Stehen an den Straßenbahnseilern, nachdem sie bis
Mitternacht in den Lesezimmern der Logirhäuser herum-
gehockt haben und dann beim „Ausklarren“ auf die
Straße geschickt wurden.

Gegen 6 Uhr früh wird ausgelehrt und werden die
Stühle wieder gestellt. Dann finden sich auch wieder die
obdachlosen Tramps ein, die nun auf den Stühlen
ihren Nachtschlaf nachholen; oder sie gehen in die früh
geöffneten „Trampsaloons“, verzehren gelegentlich 5 Cents
und säubern die Teller von den Speiseresten des vorher-
gehenden Abends, dann nicken sie auf ihrem Stuhle ein.

Unter den besseren Tramps giebt es immer ein be-
trächtliches, erst kürzlich eingewandertes Element von
Deutschen, darunter frühere Kommis, Lehrer, Beamte
und andere Leute mit guter Schulbildung. So lange ihre
Garderobe noch in gutem Zustande ist, fallen sie immer
noch auf die „Agenten gesucht“ Anzeigen der „Staats-
zeitung“ herein, wobei sie als Subskribentensammler, Ver-
sicherungsagenturschnorrer, Verkäufer von neuem Patent-
Schnid-Schnad im Laufe der ganzen Woche, bei Ausdauer,
Geschick und Glück von ein paar Schillingen bis zu ein
Paar Dollars verdienen können. Die in New-York selber
Geborenen fallen auf den Schwindel nicht herein, trotzdem
sie mit natürlicher Unverschämtheit und Kenntniß von
Land und Leuten ausgestattet sind, um in dieser Branche
jeden „Grünen“ überbieten zu können.

Das trampische Jung-Amerika, soweit es am meisten
verkommen ist, zieht es vor, von seinem Witz auf hundert
verschiedenen Wegen und Abwegen zu leben, worunter
nicht das letzte die Affoziation mit verkommenen Straßen-
birnen ist. Sie dienen als Schleppe, Hehler, Ausräuber,
Hinausschmeißer und zugleich als Liebhaber oder „Fellers“.
In der Theaterfaison, bei den Theatern zweiter und
dritter Klasse, sind sie „Supes“ oder Statisten, Billet-
verkäufer auf der Straße, Ausläufer und — Taschendiebe.
Diese Sorte spekulirt besonders auf betrunkenen Matrosen
und andere wandende Gestalten.

Von weiblichen Tramp-Herbergen giebt es gleich-
falls eine erkleckliche Zahl. Die zweifelhaften und ver-
rufenen sind in den Seitenstraßen, die nach Chatham
Square einaünden, sowie einige in den Hausnummern
zwischen Nr. 1 und 50 an der Bowery. Eine der bekann-
testen ist Nr. 15 Bowery, wo es 25 Cents für die Schlaf-
stelle, und 50 Cents für „ein Paar“ kostet. Nach dem Ge-
schlecht der Kunden wird dort nicht gefragt.

Auf Ehrbarkeit wird jedoch streng in den billigsten
der weiblichen Herbergen gesehen, die sich an Rivington Str.,
nahe der Bowery, neben dem Cunard House befindet.
Männer haben dort keinen Zutritt. Die Einrichtung ist
fast dieselbe wie in den Männerherbergen, zwei Betten
übereinander, der Preis 15 Cents per Nacht oder einen
Dollar per Woche. Auch hier ist jede Altersklasse ver-
treten.

Die überall in nächster Nähe solcher Proletariats-
Herbergen befindlichen billigen Restaurants, in denen man
für 5 Cents (20 Pf.) einen großen Teller voll „Hash“
aus schwer definirbaren Fleischresten, Brot und Kartoffeln
erhält, eine Tasse Kaffee für 2 Cents (8 Pf.), oder mit
Brod und Oleomargarine für 5 Cents, liefern für ein
Billiges den täglichen Lebensunterhalt. . . .

So macht das unterste Proletariat allerdings „das
Leben“, aber was für ein Leben.

Die Lage der Londoner Dodarbeiter.

Als in diesem Sommer die großen Kohlenarbeiter-
Streiks in Deutschland ausbrachen, war man ohne jede
Information über die sozialen Verhältnisse der Streikenden;
erst nachträglich wurde eine Enquete von Regierungswegen
veranfaßt, deren Unvoreingenommenheit nach den voran-
gegangenen Umständen begreiflicherweise mannigfach
bezweifelt wird. Die Engländer haben den Werth sozial-
statistischer Untersuchungen von jeher besser zu würdigen
gewußt.

So hat sich die von uns mehrerwähnte, zur Er-
forschung des Sweating-Systems eingesetzte königliche Kom-
mission in London u. a. auch über die Lage der Do-
darbeiter informiert, und die Resultate ihrer Enquete liegen
auf 300 Folienseiten ihres offiziellen Berichtes vor. Ein-
vernommen wurden von der Kommission Mr. Tillet, der
Sekretär des Dodarbeiter-Vereins, der auch mit an der
Spitze des Streiks stand, ferner einige von den Do-
darbeitern aller Kategorien. Auf der anderen Seite wurden
verhört die Geschäftsführer der East and West India Docks,
der Milwall-Docks und der London and St. Katharine
Docks-Gesellschaft, außerdem eine Reihe von Beamten,
Kolonnenführern u. dergl. dieser Gesellschaften. Aus deren Aus-
sagen sind nach dem Wiener „Handelsmuseum“ die fol-
genden Mittheilungen geschöpft: . . .

Vor 16 oder 20 Jahren war die Dodarbeit eine
regelmäßige Beschäftigung, welche sich vom Vater auf

den Sohn vererbte. Es waren zwar die Löhne nicht höher
als heutzutage, aber der Mann konnte für 10 Monate
des Jahres auf eine regelmäßige Beschäftigung für etwa
10 Stunden täglich rechnen; und er war gewohnt, 20 bis
25 sh (1 Schilling = 1 Mark) durchschnittlich pro Woche
zu verdienen. In den alten Zeiten der Segelschiffahrt
gab es weniger Schwankungen in der Zahl der beschäftigten
Arbeiter als heutzutage. Die Schiffe liefen ein und hatten
keine Eile, sofort ausgeladen zu werden.

Während vor 18 Jahren ein Westindien-Führer von
300 bis 400 Tonnen in einer Woche ausgeladen wurde,
was als eine sehr tüchtige Leistung galt, kommen heutzutage
Dampfschiffe mit 1500 Tonnen Zucker an, und diese
Ladung muß binnen 7 Stunden gelöst sein, zu wel-
chem Zwecke die „Hände“ Nachts über zur Arbeit ange-
halten werden. Die Masse der Arbeit ist immens ge-
wachsen. Aber zu gleicher Zeit ist die Zahl der Arbeits-
bewerber um vielleicht 60 Prozent größer geworden, und
außerdem haben Maschinen zum Theil die Arbeit der
menschlichen Hand überflüssig gemacht. In früherer Zeit
wurde jeder Ballen und jede Kiste einzeln mit großer
Mühe aus dem Schiffe herausgewälzt, heute leeren Dampf-
und hydraulische Maschinen ein Theeschiff in der Art, daß
per Stunde 72 Packkörbe ausgehoben werden, von welchen
jeder 86—96 Kisten enthält.

Inmerhin aber ist für gewisse Vorrichtungen die
menschliche Muskelkraft noch immer unter den heutigen
Verhältnissen unentbehrlich, so bei Getreide- und Holzfuhrn.
Jede Dackgesellschaft giebt daher auch einer Anzahl kräf-
tiger Leute das ganze Jahr über dauernde Beschäftigung
mit einem Lohn von 20—30 sh. wöchentlich; diese Arbeiter
werden Vorzugsleute (preference men) oder von den
schlechter gestellten Arbeitern mit ironischer Bewunderung
auch „Royals“ (Königliche) genannt.

Doch hat die Einführung von Maschinen und das
gleichzeitige gewaltige Anwachsen der Zahl der Konkurrenten
im allgemeinen die Dodarbeit zu einer unregelmäßig,
von Fall zu Fall zu betreibenden (casual) Beschäftigung
gemacht, gut genug bloß für die Enterbten der Gesellschaft
oder jene Schiffbrüchigen, die eine Umwälzung in ihrem
ursprünglichen Beruf gezwungen hat, jede noch so preläre
Beschäftigung, die sich ihnen bietet, zu ergreifen. Das
sind die ständigen Mitglieder der Dodarbeiter-Armee.

Es giebt aber noch andere, welche zu bestimmten
Zeiten des Jahres ihre Zahl vergrößern. Bis Sonnen-
aufgang belagert auch der Anstreicher, der Schmitzer und
der landwirtschaftliche Arbeiter überhaupt die Thore der
Docks, der Schneider und der Gemüsehändler sind in
schlechter Zeit dort zu Besuch, und überhaupt jedes gelehrte
Handwerk flueert seine Quote von Unbeschäftigten zum
Rekruten-Kontingent der Dodarbeit bei.

Noch immer ist die Zahl dieser Erwerbssuchenden im
Wachsen. Die Schätzungen derselben bewegen sich zwischen
50 000 und 100 000. Wie schwankend ihre Verwendung
ist, zeigt die von der Kommission abgegebene Aussage des
Geschäftsführers der East and West India Docks, wonach
es sogar vorkommt, daß **den einen Tag 3000, den
anderen 200 Leute Beschäftigung** finden. Diese
Unregelmäßigkeit ist durchaus keine Betriebsnothwendigkeit;
der genannte Geschäftsführer gab auf diesbezügliche Fragen
zu, daß es auch möglich wäre, das System zu ändern und
eine größere Zahl von Kräften permanent zu beschäftigen.

Diese Unregelmäßigkeit der Beschäftigung macht den
Verdienst der fallweise verwendeten (casual) Dodarbeiter
so knapp; der Stundenlohn ist an sich nicht so außer-
ordentlich niedrig. Der Wochenverdienst ist aber niemals mit
Sicherheit zu berechnen, weil die Erlangung von Beschäf-
tigung bei den Docks in der Regel Sache des glücklichen
Zufalles ist. 50 Prozent der Arbeiter stammen aus der
Landwirtschaft.

Die Szenen, die sich an den Dockthoren entwickeln,
mögen auch mit einigen Worten berührt werden. Sobald
eine Nachfrage nach Arbeitskräften entsteht, haben von dem
großen Haufen Arbeitsloser diejenigen die besten Chancen,
welche immer zur Stelle sind. Die Anstrengungen des
Wartens werden einigermaßen durch die Hütten gemildert,
welche die Dackgesellschaften errichtet haben, um den Ar-
beitern einigen Schutz zu gewähren. Zumeist ist zwischen
7 und 8 Uhr früh Arbeit zu finden. Die Nachricht, daß
in irgend einem der Docks Schiffe fällig sind, verbreitet
sich rasch, und zeitlich am Morgen sind die Thore der
Docks besetzt.

Die Schärfe des Kampfes um die Arbeit, der sich hier
entspinn, ist verschieden, je nach dem bei der Aufnahme
der Arbeiter angewendeten System. Ein Zeuge schildert
den Vorgang folgendermaßen: Am Eingang des Docks ist
eine Kette angebracht, auf deren einer Seite die Arbeit-
suchenden, auf der anderen die Arbeitvergebenden (contrac-
tors) stehen. Da drängen sich 1500 bis 2000 Männer
auf einander und die vorne Stehenden werden mit aller
Gewalt gegen die Kette gedrückt. Die rückwärts
Stehenden klettern den Bordern auf die Köpfe,
und der Kontraktor vor ihnen sucht sich aus der großen
Masse die Leute aus, denen er Arbeit giebt, meist seine
Günstlinge oder die von diesen Empfohlenen. Ein anderer
Zeuge sagt: Wenn Einer nicht sehr stark ist, können
ihm leicht die Kleider rückwärts vom Leibe gerissen
werden.

Körperkraft, sollte man eigentlich meinen, wäre die
Qualifikation des Dodarbeiters. Nach Aussage eines der
Geschäftsführer aber ist dies durchaus nicht der Fall. Die
wirklich starken Leute gewinnen gar bald eine höhere Ge-
schicklichkeit („casual“) in die besser gestellten Klassen über.
Aber die armen Teufel, welche in den Docks einen Verdienst

¹⁾ Tramp = Bagabund, Arbeitsloser, armer Reisender.

²⁾ Das Gesetz, wonach in Logirhäusern auf den Besucher ein
gewisser Luftraum kommen muß.

Juden, sind meist ohne auch nur die gewöhnliche Körperkraft, was sich aus ihrer Lebensweise erklärt. Sie sind elend gekleidet, in einem jammervollen Zustande und nicht fähig rasch zu gehen, weil dies der Zustand ihres Schuhwerks nicht zuläßt. Es sind Leute, die in den tiefsten Abgrund der Armut gesunken sind; sie haben den besten Willen gut zu arbeiten, aber nicht die Kraft dazu. Da giebt es Männer, die zur Arbeit kommen, ohne noch einen Bissen Nahrung in ihrem Mund gehabt zu haben, oft seit dem vorigen Tag. Nun haben sie eine Stunde gearbeitet und glücklich 5 d. (40 Pf.) verdient; da läßt sie aber der Hunger nicht weiter arbeiten, sie nehmen ihre 5 d. und kaufen sich etwas zum Essen, das ist oft das erste Stückchen Nahrung, das sie seit 24 Stunden in den Mund nehmen.

Wenn diese Leute bei alledem doch ihr Leben fortsetzen können, sagte Tillet als Zeuge, so ist dies einer gewissen Art von Kommunismus zuzuschreiben, der unter ihnen herrscht. Sie helfen einander aus, zahlen im Nothfall einer für den andern das Bettgeld, wenn einer keine Arbeit gefunden hat. Doch bedarf es oft noch der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit, um diesen Unglücklichen die Fortsetzung ihres traurigen Daseins zu ermöglichen.

Ueber die Lage der Bäcker

berichtet, mit besonderer Berücksichtigung Wiens, vor einiger Zeit ein österreichisches Arbeiterblatt folgendes:

Die nächtliche Lebensweise und die Länge der Arbeitszeit an sich bilden schon einen beachtenswerthen sanitären Uebelstand im Bäckergewerbe.

Dazu treten aber noch ganz andere Dinge, die die Gesundheit in hohem Maße gefährden. Die Art der Arbeit selbst, das viele Stehen bei derselben und das Schleppen der Körbe erzeugt die bekannten schiefen Beine; die böse Luft und der Mangel aller Ventilation zusammen mit dem vielen Staube greift die Lunge an, die Tuberkulose ist eine der häufigsten Krankheiten beim Bäcker. Das rasche Arbeiten in der dampferfüllten Backstube im Verein mit der hohen Temperatur bewirkt reichlichen Schweiß; nun sind die Gehilfen genöthigt, oft die Backstube zu verlassen, ohne die Zeit zu haben, gehörige Kleidung anzulegen, die Folge ist oftmalige Erkältung oder in sehr vielen Fällen ein akutes Lungenübel, an dem der Arbeiter zu Grunde geht. Schweiß und Staub ferner vermischen sich, bilden eine Schmutzkruste, und verhindern die Thätigkeit der Haut, oder dringen in diese ein und bewirken Ausschläge. Man rechne dazu die Genussmittel, Kaffee, Thee oder Schnaps, Tabak, mit denen er die ermatteten Lebensgeister aufrütteln muß; sie greifen Magen und Nerven natürlich in heftiger Weise an.

Aber damit ist die Serie noch lange nicht zu Ende. In den Kellerkämmerchen, wo man die Bäckereien jetzt in der Regel unterbringt, thun Lichtmangel und Erdfeuchtigkeit das übrige. An die feuchte Wand setzt sich der Staub, und es beginnt dieser ekelhafte Ueberzug selbständig zu faulen und zu sinken. Die Lagerstätten, ebenfalls voll Staub, weil der Gehilfe sich gewöhnlich nicht Zeit nehmen kann zu Waschungen und zum Umkleiden, sondern nur todtmüde in seiner Arbeitskleidung sich auf das Bett wirft, sind voll der äppigsten schwarzen Springer und ähnlichen Gezeifers, das in der Wärme und dem Staube reichlich wuchert, und lassen in der Regel alles Menschenwürdige zu wünschen übrig. Ein Strohhack, ein kleines Kissen und ein Kopfen (Bierdede) ist die gewöhnliche Ausstattung eines solchen Lagers, auch diese nicht neu, sondern vom Jahre der Zeit meistens sehr mitgenommen.

Die Bäcker Wiens hatten sich schon während des Streiks von 1870 um diesen Punkt sehr angenommen, und eine Kommission sollte die Lokale periodisch revidiren. Das Revidiren scheint aber mit der Zeit immer wieder in Vergessenheit zu geraten. Denn beim Streik vom April 1883 wurde abermals eine Kommission zum gleichen Zwecke eingesetzt, die Bäckermeister aber mittelst Zirkulare rechtzeitig verständigt, sie möchten die Lokalitäten ausputzen und Ordnung herstellen. Dennoch konnte das Wiener Stadtphysikat in seinem Jahresberichte für 1883 zu 1884, S. 9 und 10, folgendes mittheilen:

„Eine große Zahl sanitätswidriger Schlafstellen wurde anlässlich des im Jahre 1883 stattgehabten Bäckereistreiks eruiert. Die Uebelstände, welche hierbei zu Tage traten, waren mannigfache und bestanden zumeist in der Benützung übereinandergehender Betten, in dem Beisammenschlafen zweier Personen oder der abwechselungsweise Benützung eines Bettes von mehreren Personen. Ferner in der ungenügenden räumlichen Ausdehnung des Schlaflokales und der unglücklichen Situirung desselben, insbesondere mit Rücksicht auf die Nähe des Backofens und des Mehldepots. Die in dieser Richtung vorgefundenen Uebelstände waren meist so greller Natur, daß sich die Nothwendigkeit der Beseitigung derselben nahezu von selbst ergab.“

Heute wäre wohl wieder ein solches Zirkular von nöthen, wie anno 1883.

Unter so bewandten Umständen ziehen es manche vor, von ihnen ohnehin schon schmalen Lohne einen guten Theil zu nehmen, um auswärtig ein Bett zu mieten. Ein gewissenloser Meister in einem Bororte benützte aber selbst diesen Umstand wiederum als Entschuldigungsgrund, als ihn eine Kommission wegen des schlechten Zustandes der Lagerstätte zur Rede stellte; er sagte einfach: „Meine Burschen schlafen ohnehin meistens außer Hause.“ Man macht, wie hieraus ersichtlich, wenig Geschichten, und rechtfertigert sich mit Sprüchlein, wie z. B.: „Früher war's noch schlechter“; „Jeder Stand hat eben sein Unangenehmes“; „Das ist der Bäcker schon so gewohnt!“

Merkwürdig, daß trotz all' des Gewohntheins der stärkste Körperbau diesem andringenden Heere von Uebeln

nicht standhält! Daß trotzdem die bleichen, eingefallenen Gesichter, die müde Haltung, das Husteln oder Husten verrieth, wie diese ganz gewohnten Dinge eine starke Bresche gelegt haben in die feste Struktur der Leute! Ich weiß zwar augenblicklich nicht, wie lange es ein Bäckergeselle ohne Schaden für die Gesundheit durchschnittlich aushält; aber für den Kundigeren muß sich aus dem Angeführten der Zeitpunkt nicht schwer berechnen lassen, wo der Mann aus der Backstube weg muß, aus Rücksicht auf die Sicherheit des Lebens.

Der Typhus, die Folge der Schlaflosigkeit, mag bei diesem Kapitel nicht unerwähnt bleiben. Brüche, vom Tragen des Mehles, sind häufig.

Mag es nun ein armer Teufel von Bäckergeselle unter solchen Umständen, etwas, nachdem er halblich geworden, verbesserungsbedürftig zu finden, so heißt es: „Was? Der Lump ist ohnehin schon ganz herabgekommen und will noch sein großes Maul gebrauchen?“ Man betrachtet ihn mit Argwohn und Uebelwollen als Wähler, macht kurzen Prozeß und setzt ihn an die Luft; der Hunger macht ihn schon vorsichtiger, daß er künftig den Mund hält. Denn bei der übergroßen Zahl von Arbeitsuchenden muß er sicher 4—5, oft 6—8 Monate warten, bis er einen neuen Platz findet.

Seine Hilflosigkeit wird noch gesteigert, durch die Haltung des Publikums. Dringen bei einem Streik die Gehilfen auf Abstellung der kolossalen Mißstände, so haben sie es nicht bloß mit Meistern und Behörden zu thun, sondern auch mit dem Publikum, welchem von den prinzipiellen Feinden der Streikenden, den interessirten Kreisen, immerfort in die Ohren getrommelt wird: „Da kann man schwer etwas ändern, man kann nicht dem Bäckergesellen zu Liebe dem Volke das ohnehin schon theure Brot noch mehr vertheuern.“ Das Publikum möge sich nicht täuschen lassen und vor allem bedenken, daß es nicht die Bäckergesellen als Opfer fordern dürfe im Kampfe um das große Brot. Es möge ferner bedenken, daß selbst heute, bei verständig geordneten Verhältnissen, d. i. bei Unterdrückung des schmarozenden Zwischenhandels, das Brot keineswegs vertheuert würde, wenn den Streikenden die doch immer bescheidenen Wünsche gewährt werden.

Die Koalitionsfreiheit der Staatsarbeiter in England.

Es giebt mehr als 11 000 Postbeamte in London. Bis jetzt sind sie ganz unorganisiert gewesen, weil es ihnen ihr Arbeitsreglement verbietet, sich zu koaliren und Beratungen in Bezug auf ihre Löhne und Arbeitsverhältnisse zu halten! Das heißt Freiheit!

Die Mehrzahl dieser Arbeiter verdient nur etwa 16 bis 18 sh. (1 Schilling = 1 Mark) die Woche, die Ueberzeit beläuft sich auf zehn Stunden die Woche; wird aber nicht extra bezahlt. In der That werden die zufälligen Weihnachtsgaben des Publikums in den Lohn mit eingerechnet.

Kein Wunder auch, daß das englische Postamt jedes Jahr große Profite macht, und Profite bestehen, wie man weiß, aus unbezahlter Arbeit!

Reichthum und Armuth.

Das abgeklärte Vermögen in den norwegischen Städten belief sich nach dem norwegischen statistischen Centralbureau

1866	auf 215 000 000 Kronen
1871	„ 287 000 000 „
1875	„ 440 000 000 „
1880	„ 497 000 000 „

Und an Armenabgaben wurden gezahlt:

1880	892 000 Kronen.
1871	1 118 000 „
1875	1 140 000 „
1880	1 595 000 „

In dem Zeitraume von 15 Jahren hat sich also das Vermögen der Städte etwas mehr als verdoppelt. Aber zugleich hat auch die Armuth nahezu die doppelte Ausdehnung gewonnen!

Trotz alledem leben auch die norwegischen Arbeiter in der besten und geredetesten der Welten!

Der Großbetrieb in der Schuhmacherei.

Ueber eine Aktienschuhfabrik im Königreich Sachsen, die wöchentlich 5000—5500 Paar Schuhe und Stiefel liefert und in der ungefähr 200 Arbeiter und 100 Hilfsmaschinen thätig sind, lesen wir folgende Schilderung eines Besuches:

Zuerst galt dem Zuschneidesaal der Besuch. Ungefähr 20 Arbeiter waren in demselben beschäftigt, welche von den 800, den kleinsten Kinderschuhen wie den größten Reiterstiefeln umfassenden Formen je nach Bedarf und Auftrag die vorgeschriebenen Dimensionen an Material festzustellen haben.

Von den Zuschneidern gelangen die Stücke in den Steppsaal, wo 50 Nähmaschinen verschiedener Systeme, von kundiger Mädchenhand geleitet, die einzelnen Schafthelle aneinander zu fügen haben. Vom Dampftriede unterföhrt, geschieht die Stepperei gleichsam im Ru. In demselben Raume befindet sich eine Knopflochausnahmaschine, welche in den Schäften der Knopfstiele die ebenfalls durch die Maschine eingeschnittenen Knopflöcher ein- und ausnäht, dann eine Knopfanähmaschine, bei deren Funktion die anzunähenden Knöpfe in einen an der Maschine angebrachten Trichter geworfen werden, worauf das Annähen, das richtige Vertheilen der Knöpfe auf die den Knopflöchern entsprechenden Stellen, das Verknoten und Abschneiden der Fäden ganz automatisch von der Maschine selbst erfolgt.

Das Obertheil ist nun zur Verarbeitung fertig, jetzt kommt die Bearbeitung der Sohlen an die Reihe. Maschinenarbeit läßt letztere durch Stangen rasch aus dem Sohlleder entstehen. Der hierzu eingerichtete Stanzraum zeigt vier große Stanzwerke. Damit eine gleichmäßige Stärke der Sohlen ermöglicht werde, läuft das Sohlleder durch ein kalanderartiges Walzwerk, unter dessen Druck es völlig gleich- und ebenmäßig die Presse verläßt.

Im nächsten Raume, dem Aufzwicksaal, geht das Montiren des Schuhs vor sich. Ungefähr 60 Arbeiter sind in demselben beschäftigt, das Oberleder, den Schaft auf den Leisten zu bringen und die Brand- und Untersohlen mittelst kleiner Nägel an das Oberleder zu heften.

Es fragt sich nun weiter, ob die Sohle aufgenagelt oder aufgenäht werden soll. Wenn Letzteres der Fall, so tritt die Sohlenaufnahmaschine in Thätigkeit. Hat schon diese Maschine das Staunen und die Bewunderung der Fachfreie und der Laienwelt hervorgerufen, um wieviel mehr erregt die Sohlenaufnahmaschine die Aufmerksamkeit derselben. Mit scharfer Genauigkeit löst sie die Sohlen selbst, schneidet den Schuhpfloch, schlägt denselben ein und rückt automatisch einen jeden Stift in gleicher Entfernung von den anderen ab, bis die Sohle vollständig aufgenagelt ist.

Wenn das fertigzustellende Schuhzeug erst hier angelangt ist, dann steht auch dessen Vollendung nahe bevor; doch greift immer noch eine größere Anzahl von Apparaten in lebhafter Bethätigung der ihnen zugewiesenen maschinellen Funktionen zur Ergänzung der nach und nach fortschreitenden Schuhentstehung ein.

Raum zweier Stunden Arbeit hat es bedurft, um den eleganten Schuh herzustellen, der nun in die Welt hinaus wandert und Zeugniß giebt von dem Können einer hoch entwickelten Industrie.

Produktionsfortschritte.

Im preussischen Staate waren an Dampfkraft verwendeten Schiffen vorhanden (die Schiffe der Kriegsmarine nicht mitgerechnet):

Anfang 1879	Schiffe 609	Dampfessel 702	Dampfmaschinen 623
„ 1889	1482	1836	1674

Demnach hat sich also die Anzahl der Fahrzeuge verdoppelt, dagegen stieg die Zahl der Stessel und Maschinen auf weit über das Doppelte. Die Leistungsfähigkeit der letzteren hat sich aber mehr als verdreifacht; dieselbe betrug 1879 nämlich 50 309, 1889 dagegen 154 189 Pferdestärken.

Der Vorstand des Unterstützungs-Vereins Deutscher Buchdrucker

hat vor einigen Wochen den Rechenschaftsbericht der Allgemeinen Kasse für das Jahr 1888 verfaßt. Aus demselben ersieht man, daß auch in diesem Jahre der Verein ungeheure Opfer bringen mußte, um das Heer der Stellenlosen zu unterstützen. So zahlte die Kasse für die auf der Landstraße sich befindenden Mitglieder in dem genannten Zeitraum die Summe von **Mar 77 101,65**, und als Unterstützung an Arbeitslose am Orte **Mar 76 687,05**. Letztere Unterstützungsbeiträge müssen zu der Kasse 150 Beiträge geleistet haben.

An sonstigen Unterstützungen (für Streikende, Gemahregelte u.) wurden Mar 26 282,85 verausgabt. Außerdem zahlte die Kasse noch für Gewährung von Rechtsschutz und an außerordentlichen Unterstützungen die Summe von Mar 760,44 und leistete für reisende Mitglieder als Beiträge zur Zentral-Kranken- und Begräbniskasse Mar 6 395.

Die Verwaltungskosten (Agitationskosten einbegriffen) beliefen sich auf 30. Mar 25 000.

Der Bestand der Kasse betrug am 31. März dieses Jahres Mar 84 160,68. Die Zahl der steuernden Mitglieder bezifferte sich am Schlusse des Jahres 1888 auf 11 643 in 587 Druckorten. Wenn in betracht gezogen wird, daß außer diesen hier angeführten Summen aus den Lokalkassen der einzelnen, namentlich größeren Druckstädte ebenfalls ganz bedeutende Zuschüsse für Konstitutionslose und Streikende geleistet werden, so verdienen diese Bestimmungen alle Anerkennung. Wir bekräftigen aber, daß es auch dieser so sehr organisierten Gehilfenschaft für die Dauer unmöglich sein wird, die von den Herren Unternehmern immer größer gemachte Reservearmee zu erhalten. Die mächtigen Gewerksvereine Englands liefern ein zu herabes Beispiel.

Darum vergesse kein Buchdrucker, neben seiner Vereinsthätigkeit in politischer Beziehung energisch für die Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei einzutreten, damit durch die Gesetzgebung wahre Arbeiterschutzgesetze geschaffen werden können und der Ausnutzung der Arbeiter ein Ende gemacht werden kann.

Die Versicherung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter.

Das Gesetz, betreffend die Unfall- und Krankenversicherung der in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben beschäftigten Personen ist nunmehr in ganz Deutschland zur Durchführung gelangt.

Bekanntlich schreibt das Gesetz vom 5. Mai 1886 vor, daß der Zeitpunkt, mit welchem dasselbe seinem ganzen Umfange nach für das Reich oder Theile desselben in Kraft treten solle, mit Zustimmung des Bundesraths durch kaiserliche Verordnung bestimmt würde. Für die verschiedenen Bundesstaaten sind diese Verordnungen zu verschiedenen Zeiten ergangen. Die zeitliche Reihenfolge derselben ist die nachstehende:

für Preußen, Württemberg, Großherzogthum Sachsen, Waldeck und Pyrmont, Schaumburg-Lippe, sowie Lübeck wurde das Gesetz seinem vollen Umfange nach durch Verordnung vom 28. März 1888 in Kraft gesetzt;

für Mecklenburg-Schwerin durch Verordnung vom 23. Mai 1888, für Schwarzburg-Sondershausen durch Verordnung vom 26. Juni 1888,

für Bayern, Sachsen, Baden durch Verordnung vom 21. Juli 1888,

für Anhalt durch Verordnung vom 2. Oktober 1888,

für Hessen, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Koburg-Gotha, Neuchâtel, Bremen durch Verordnung vom 27. Oktober 1888,

für Braunschweig durch Verordnung vom 19. November 1888, für Oldenburg, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Neuchâtel, Lippe durch Verordnung vom 17. Dezember 1888,

für Hamburg, Elb-Lothringen durch Verordnung vom 16. April 1889 und schließlich

für Sachsen-Meinungen durch Verordnung vom 30. September 1889.

Durch diese Verordnungen sind auf Grund des Gesetzes vom 5. Mai 1886 rund 8 Millionen land- und forstwirtschaftliche Arbeiter zur Unfallversicherung herangezogen worden.

Gewerkschaftliches, Vereine.

Auch die Arbeiterinnen in der Posamentenbranche wollen sich in Berlin organisiren. Am Montag sprach Frau Thier in einer glänzend besuchten Versammlung in Scherffs Salon. Hieran wurde eine Kommission von 5 Arbeiterinnen: Frau Blain, Frä. Bertha Art, Frau Raffathe, Frau Fied und Frä. Budowski gewählt, die die nöthigen Schritte zur Anbahnung einer Organisation thun soll.

Eine große öffentliche Bildhauer-Versammlung in Berlin (Sanssouci) nahm am Montag folgende Resolution an: Die Versammlung erachtet an, daß die gegenwärtig im Bildhauergewerbe vorhandenen Schäden, hervorgerufen durch zu lange

Arbeitszeit und übermäßige Ausnutzung der sogenannten Affordarbeit derartig angewachsen sind, daß eine Besserung der Verhältnisse unumgänglich nothwendig ist. Die Versammlung beschließt deshalb:

1. Mit allen Kräften für die sofortige Einführung einer neunstündigen täglichen Arbeitszeit einzutreten. Vor 7 Uhr Morgens ist nicht anzufangen, eine Mittagspause von mindestens 1 1/2 Stunde ist innezuhalten. . . . Die nothwendigen viertelstündigen Frühstück- und Vesperpausen sind da, wo schon im Lohn gearbeitet wird, mit einzurechnen;
2. eine Kommission von 7 Mitgliedern zu wählen, welche die Vorarbeiten in die Hand nimmt zur Durchführung der Forderung: **gänzliche Beseitigung der Affordarbeit** und Einführung der Wochenlöhne oder Stundenlöhne.

Große öffentliche Versammlung der Kohlleger und Berufsgenossen. Montag, den 14. Oktober, Abends 8 Uhr, in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstraße 75. Tagesordnung: **Lohnbewegung.**

Große öffentliche Schuhmacherversammlung. Montag, den 14. Oktober 1889, Abends 8 1/2 Uhr in Klein's Festhale, Dranienstraße.

Alle Goldschmiede Berlins werden ersucht, in der am Dienstag, den 15. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Restaurant (oberer Saal) stattfindenden öffentlichen Goldschmiede-Versammlung Mann für Mann zu erscheinen, um dadurch zu betonen, daß die Errichtung einer Organisation eine Nothwendigkeit für das Goldschmiedegewerbe ist. Zugleich wird gebeten, für das Organ „Der Goldarbeiter“ in allen Werkstätten auf das Fräftigste zu wirken und werden Abonnements zc. in der Versammlung entgegen genommen.

Das erste Stiftungsfest des Vereins der Nähmaschinen- und Handarbeiterinnen Berlins und Umgegend findet am 12. Oktober in Scheffer's Salon, Inselstr. Nr. 10 statt. Gleichzeitig machen wir die Mitglieder, welche beim Oktoberumzug ihre Wohnung gewechselt haben, darauf aufmerksam, es der Kassirerin Frau Suman, Cuvrystraße 50, oder bei Frau Gubela, Friedenstraße 78 2 Tr., zu melden.

Achtung! Leseklub „Heine“. Am Sonnabend, den 12. Oktober er., findet in den Sälen der Berliner Bod. Brauerei, Am Tempelhofer Berg, Familienkränzchen, statt. Während der Pausen Quartett-Gesang.

— **Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler zc.** (E. S. 3. in Hamburg.) Oertliche Verwaltungsstelle Berlin A. Durch Beschluß der Mitglieder-Versammlung sind folgende Zahlstellen verlegt worden: von Brangelstraße 86 bei Auras nach Cuvrystraße 16 bei Biemer; von Reichenbergerstraße 71 bei Jylinshy nach Forsterstraße 45 bei Linke; von Laufigerstraße 9 bei Wägerich nach Görlitzerstraße 58 bei Toldtorf.

— **Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter** (E. S. 29, Hamburg), Filiale Berlin III. Am Sonntag, den 13. Okt., Vormittags 10 1/2 Uhr, Mantuffelstr. Nr. 90: Versammlung.

— **Bereinigung der deutschen Maler, Lackierer und verw. Berufe.** (Filiale 1, Süd.) Am Donnerstag, den 17. Okt., in Hoffmann's Zentral-Festhale, Dranienstr. 180: Regelmäßige Mitglieder-Versammlung.

— **Kranken- und Sterbekasse der Berliner Hausdiener.** (E. S. 61.) Mittwoch, 16. d. Mts., Abends 9 Uhr, Kommandantenstr. 77-79: Außerordentliche General-Versammlung.

— **Freie Kranken- und Begräbniskasse der Schuhmacher und Berufsgenossen Berlins** (E. S. 27). Montag, 21. Oktober, Abends 8 Uhr, Fischerstraße 25: Generalversammlung.

— **Zentral-Kranken- und Begräbniskasse d. Maler** (Filiale 4). Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die Vereins-Versammlung nicht am 10. sondern am 15. Oktober, Abends 8 Uhr im Königshof stattfindet.

— **Sozialdemokratischer Leseklub „Lessing“.** Jeden Montag Abends 9 Uhr im Restaurant Leonhardt, Wallstraße 20, Vorlesung und Diskussion.

— **Freireligiöse Gemeinde.** Rosenthalerstr. 38, Sonntag, den 13. Oktober, Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Specht-Gotha, über: „Freidenthum und Geisteskultur“. — Abends 7 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung u. Vortrag des Dr. Specht über: „Ein Ausflug in die Sternwelt“ mit biblischen Erläuterungen. Gäste, Damen und Herren, sehr willkommen.

— **Freie Vereinigung der Tischler, Vorrichter und Stepper.** Versammlung am Sonnabend, den 12. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Alte Jakobstr. 83. Tagesordnung: 1. Kassenericht. 2. Wie haben sich einzelne Fachvereinigungen zu verhalten gegenüber ausbrechender Lohnbewegung. Referent Herr Wegner.

— **Fachverein der Tischler.** Sonnabend, den 12. d. M., Abends 8 Uhr Tanzkränzchen in Hendrich's Festhale, Deuthstr. 20.

— **Der Gesangsverein „Freya“** feiert sein 6. Stiftungsfest, verbunden mit Gesangs-, deklamatorischen, humoristischen Vorträgen u. Tanzkränzchen, am Sonnabend, den 19. Oktober, Abends 8 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28. Freunde und Gönner des Vereins, durch Mitglieder eingeführt, sind herzlich willkommen.

— **Freie Vereinigung der Schneider Berlins.** Montag, 14. d. Mts., in den Bürgerhale, Dresdenerstr. 96: Erstes Stiftungsfest.

— **Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher u. verw. Berufe.** Am Sonntag, den 27. Oktober findet das 2. Stiftungsfest des Vereins in Hendrich's Sälen, Deuthstraße Nr. 20, statt. Billets, Herren 50 Pf., Damen 25 Pf., sind in den Versammlungen sowie beim Vorstand Ruff, Tempelinerstr. 7, Erläutert.

Stemien, Kronenstr. 26, Borchardt, Waldemarstr. 16, Bill, Kottbuserdamm 6, Adameczak, Auguststr. 6a, Grünberg, Grünerweg 81, sowie beim Vergütungskomiteemitglied Kunze, Ruppinerstraße 2 zu haben.

— **Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer.** Sonnabend, den 19. Oktober 1889: 1. Stiftungsfest im Schweizer-Garten (am Friedrichshain). Billets (für Herren 50 Pf., Damen 25 Pf.) sind zu haben bei den Herren Richard Schulz, Chausseestr. 84; Holz, Angermünderstr. 11; Grassunder (Restaurant), Plettenberg- und Schwerinstr.-Ecke; Hoffmann, Frankfurter Allee 111; Werschke, Adalbertstr. 16 und im Arbeitsnachweis, Dresdenerstraße 116.

Literarisches.

Oesterreichischer Arbeiter-Kalender für das Jahr 1890. Preis geheftet 35 Kr., geb. 40 Kr. (Porto 5 Kr. mehr). Brünn, Verlag des „Volksfreund“. — Aus dem wiederum ungemein reichen Inhalt heben wir hervor: Joh. Ph. Beder. (Eine Skizze seines Lebens mit Portrait). — Sozialpolitische Rückschau über das Jahr 1888-1889. Von Emil Kralik. — Die Arbeiterklub-Gesetzgebung Oesterreichs. Von E. Gal. — Sozialismus und Darwinismus. Von Karl Kautsky. . . . — Zweck und Bedeutung der gewerkschaftlichen Organisation. Von H. — Die Frau im Alterthum. Von Minna Kautsky. — Arbeitskraft, Werth der Arbeitskraft und Kapital. Von m-xl. — Verzeichniß der Arbeiter-Vereine und Krankenkassen in Oesterreich-Ungarn.

Briefkasten.

Schneider. Annoncen erbitten wir bis Donnerstag Abend, spätestens Freitag früh ganz zeitig. Sie haben Ihren Brief erst Freitag früh zwischen 9 und 10 Uhr eingeworfen. — **Klempner.** Als Wochenblatt müssen wir auf Wiedergabe langer Versammlungsberichte verzichten. Nur von wichtigeren Vorfällen (Streitklärung, Vereinsgründung, Stellung zur Frauenfrage u. s. w.) können wir Notiz nehmen. — **Buchdrucker.** War ganz vergessen worden. Besten Dank.

Die Adresse des Herrn Schippel ist: Friedrichshagen bei Berlin, Wilhelmstraße 72. — Sprechstunde in Berlin: Donnerstag früh 8-10 Uhr, Nachmittags 4-6 Uhr, Freitag früh 8-9 Uhr und Mittags 12-1/2 2 Uhr.

Alle Geldsendungen u. geschäftlichen Mittheilungen sind an die Expedition, nicht an die Redaktion zu richten. Wir bitten, darauf mehr als bisher zu achten, da sonst Verzögerungen unausbleiblich sind.

Die „Nord-Wacht“
Wochenblatt
für das arbeitende Volk.
Erscheint einmal wöchentl., jeden Sonntag, achteitig, zum Abonnementspreise von 1 M. vierteljährlich und 35 Pf. monatlich. Im volkstümlichen Tone gehalten und nach dem Grundsatz: „Alles für das Volk und Alles durch das Volk“, nur auf die Interessen des arbeitenden Volkes bedacht, tritt sie entschieden ein für durchgreifende soziale Reformen auf wirtschaftlichem Gebiet und eine freibleibliche Entwicklung auf politischem Gebiet.
„Die Nord-Wacht“ ist in der Postzeitungsliste unter Nr. 4320 eingetragen.
Abonnements nehmen alle Postanstalten die Filialexpeditionen und Stolportreue entgegen. Zu zahlreichem Abonnement ladet ein
Redaktion und Verlag der
„Nord-Wacht“,
F. Kühn, Bant-Wilhelmshafen.

Quittungsmarken
für Krankenkassen,
Vereine etc.
fertigt an die Buchdruckerei
von
Maurer, Werner & Co.
Berlin S., Sebastianstr. 72.

Pirna.
Abonnements auf die Berliner Volks-Tribüne, Sächsisches Wochenblatt, Arbeiterbibliothek, Wahren Jacob, Liebnechts Fremdwörterbuch, Geschichte der Erde zc. nimmt stets entgegen und empfiehlt gleichzeitig Neue Welt und Notizkalender
Fr. Leuschke,
Buchhandlung, Nr. 29 Langestraße Nr. 29.

Wendt's Restaurant
Dresdenerstraße 116.
Inh. **W. Gründel.**
Arbeitsnachweis für Maler, Tischler, Schlosser, Buchbinder, Drechsler, Töpfer, Möbelpolierer und Sattler.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendtisch.
Speisen à la carte zu jeder Tageszeit, sol. Preise. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 franz. Billards und 2 Kegelbahnen stehen zur Verfügung.
Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein
Cigaren-Geschäft.
Carl Lehmann.
Brunnenstr. 83, blickt am Humboldthain.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
O. Klein.
15. Ritterstraße 15.
Dahelbst Zahlstelle der Gärtnern u. Bronceur (E. S. 60.)

Schuh- und Stiefelwaarenlager
von
Ernst Grossmann,
(Firma: Klingner und Grossmann)
Berlin SO., Waldemarstraße 65a (früher Trainfabrik).
Zwischen Mariannenplatz und Mantuffelstraße.
Große Auswahl. — Reelle Bedienung.

Gr. öffentliche Generalversammlung
sämtlicher Zimmerleute Berlins
und Umgegend
am Montag, den 14. Oktober, Abends 8 Uhr, im
Konzerthaus Sanssouci, Kottbuserstr. 4a.
Tagesordnung:
1. Regelung der Frage, welche Organisation ist ferner von den Zimmerern für Berlin und Umgegend als maßgebend zu betrachten?
2. Verschiedenes.
Zur Deckung der Unkosten Teller Sammlung.
J. A.: S. Jäckel.

Große öffentliche Tischler-Versammlung.
Dienstag, den 15. Oktober, Abends 8 Uhr, im Schweizergarten, am Friedrichshain, Königsthor.
Tagesordnung:
1. Die diesjährigen auswärtigen Streiks im Tischlergewerbe und ihre Rückwirkung auf die Verhältnisse der Tischler Berlins. Referent: **Fritz Zubeil.**
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
Der Einberufer.

Achtung!
Leseklub „Heine“
Am Sonnabend, den 12. Oktober, in den Sälen der Berliner Bockbrauerei (Tempelhofer Berg)
Familienkränzchen.
Während der Pausen Quartett-Gesang.
Hierzu ladet freundlichst ein
Der Leseklub „Heine“.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.
Sonnabend, den 19. Oktober er.
I. Stiftungsfest
im Schweizergarten (am Friedrichshain).
Während der Kaffee-Pause: Auftreten hervorragender Spezialitäten zc. Billets (Herren 50 Pf., Damen 25 Pf.) sind zu haben bei den Herren: **Grassunder,** Restaurant, Plettenberg- und Schwerinstr.-Ecke; **Richard Schulz,** Chausseestr. 84; **Holz,** Angermünderstr. 11; **Werschke,** Adalbertstr. 16; **H. Hoffmann,** Frankfurter Allee 111 und im **Arbeitsnachweis,** Dresdenerstr. 116.

Achtung! Metallarbeiter!
Die Bibliothek des Allgemeinen Metallarbeiter-Vereins für Berlin und Umgegend, sowie der Arbeitsnachweis für den Süden befindet sich von heute ab nicht mehr in der Neanderstr. 5. Die Mitglieder werden ersucht, die Bücher bis auf weiteres **Ritterstraße 15** bei **Otto Klein** abzugeben resp. umzutauschen.
Berlin, den 9. Oktober 1889.
Der Vorstand:
Joseph Hartmann.

Sozialdemokratischer Wahlverein
für den
6. Berliner Reichstagswahlkreis.
Dienstag, den 15. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, in Lehmann's Salon, Schwedterstr. 24.
Versammlung
Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn **Vernau** über die ökonomische Lage der Arbeiter.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes und Fragekasten.
Die Wähler aller Parteien sind eingeladen.
Neue Mitglieder werden aufgenommen.
Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung
sämtlicher Zuschneider, Vorrichter, Stepper und Stepperinnen der Schafbranche.
Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.
Tagesordnung: 1. Bericht der Lohnkommission. Ref.: Kollege **Krause.** 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.
Pünktliches und zahlreiches Erscheinen ist Pflicht.
Freie Vereinigung und Fachgenossen der Maurer Berlins und der Umgegend.
Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die Versammlung am Sonntag, den 13. d. M., in den Bürgerhale **nicht stattfinden kann**, da dieselbe polizeilicherseits nicht genehmigt wurde.
J. A.: Der Vorstand.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.
Der Arbeitsnachweis
befindet sich **Dresdenerstraße 116** bei **Wendt.** Die Arbeitszuweisung ist unentgeltlich, auch an Nichtvereinsmitglieder und geschieht an Wochentagen von 8-9 Uhr Abends, Sonntags von 11 bis 12 Uhr Vormittags.
Für Genossen
bin ich zu sprechen Morgens 8-9 1/2, Nachmitt. 3-4 Uhr. Aufsätze, Gedichte, Ratterheftung in allen behördlichen u. geschäftlichen Angelegenheiten.
Verthold Sparr, Adalbertstr. 84. 4 Tr. r.